

Sprachpunkt — germanistische Linguistik im Web 2.0

Veröffentlichungen im Internet haben auch in der germanistischen Linguistik an Gewicht gewonnen. Sie bieten Möglichkeiten, die traditionelle Veröffentlichungsformen (wie Monographien, Artikel in Sammelbänden oder Zeitschriften) aufgrund ihrer medialen Bedingungen nicht offerieren können.

1. Blogartikel gehören genuin zu Inhalten der so genannten „neuen“ Medien. Sie sind für ein Publikum produziert, das technikaffin und aufgeschlossen ist gegenüber Applikationen des Web 2.0. Die Wissenschaft zeigt durch die Nutzung von Internetpublikationen, dass sie vorbereitet und in der Lage ist, auf die medialen Bedürfnisse der Wissens- und Informationsgesellschaft zu reagieren und die im Web 2.0 zur Verfügung stehenden kommunikativen Möglichkeiten für ihre Ziele in Forschung, Lehre und Außendarstellung effektiv zu nutzen.
2. Blogartikel laden zum diskursiven Austausch unter FachkollegInnen ein, indem sie Denkanstöße bieten und in Mikrostudien nicht nur neue Gegenstände erschließen, sondern auch methodische Herangehensweisen an einen Gegenstand zur Diskussion stellen oder erste Ergebnisse dokumentieren.
3. Blogartikel zeigen Studierenden auf anschauliche Weise, wie wissenschaftliche Fragestellungen entwickelt werden. Forschung, Lehre und Diskussion über für die germanistische Linguistik relevante Gegenstände, Fragen, Themen und Methoden werden hier in neuartiger Weise in transparente Beziehung gesetzt und vernetzt.
4. Blogartikel reagieren auf tagesaktuelle Ereignisse und illustrieren Laien, welche Relevanz ein Ereignis aus sprachwissenschaftlicher Perspektive hat. Damit wird eine breite Öffentlichkeit für das vermeintlich Selbstverständliche, nämlich die eigene Muttersprache, und für die Wissenschaft, die sich damit auseinandersetzt, sensibilisiert.
5. Blogartikel fordern etablierte Formen der Wissens- und Wissenschaftsvermittlung heraus. Denn sie sind ein wertvolles Werkzeug für Transfer und Verbreitung wissenschaftlicher Ergebnisse an der Schnittstelle zwischen interner Wissenschaftskommunikation und öffentlichem Diskurs auf einem der Foren unserer Gesellschaft.

Das vorliegende Skript versammelt einige ausgewählte Blogartikel, die ich auf <http://alexanderlasch.wordpress.com> in der Kolumne „Sprachpunkt“ neben einer Übersicht über Publikationen, Vorträge, Forschungsprojekte sowie Informationen und Materialien für Lehrveranstaltungen zur Diskussion stelle.

Unter der Adresse <http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/12/13/sprachpunkt/> ist die aktuelle Version dieses Skripts (Stand: 30.03.2012) als PDF-Datei inkl. aller hypertextuellen Verknüpfungen verfügbar.

Alexander Lasch

Aktuelle Artikel – Übersicht

[2011a] Warum Konstruktionsgrammatik?	3
[2011b] Leonard abgeholt	4
[2011c] Macht's uns doch bitte nicht so schwer	6
[2011d] Ich habe XY geschränkt	7
[2011e] „Unser ‚Nein‘ ist sicher“	8
[2011f] „Anachronistisches Territorium“	9
[2011g] Eine andere Art der Anteilnahme	10
[2011h] Transparenz	11
[2011i] Pfleger und Arbeiter im Weinberg der Sprache	13
[2011j] Neues aus der Gutenberg-Galaxie	14
[2011k] Bald wird aufgemänfelt!	15
[2011l] Parzival 2.0	18
[2011m] Brotip #305	19
[2011n] ego laboro, ergo sum?	20
[2011o] Dialogsteuerung 2.0	22
[2011p] Die Nacht ist vorgedrungen	23
[2011q] Sind Sie heute unglücklich?	26
[2012a] Skandalisierung von oben	28
[2012b] X [ist] geschrumpft	30
[2012c] Skandalisierung von oben – mitnichten!	32
[2012d] Wozu Korpuslinguistik?	32
[2012e] Dialogsteuerung 2.0 – ein ‚like‘ oder ‚+1‘ ist keine Kleinigkeit	41
[2012f] Sprache und Denken – das ewige Thema	43
[2012g] Mann des Ostens, Mann der Kirche — Joachim Gauck und das Genitivattribut in einer „Korpuslinguistik ‚live‘ und ‚light““	45

Warum Konstruktionsgrammatik?

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/09/27/warum-konstruktionsgrammatik/>

27. September 2011

Sprachpunkt

Ein Freund ist heute Abend dem Link zum Tagungsbericht unserer Tagung in Düsseldorf gefolgt und hat gefragt, ob ich so etwas den ganzen Tag mache. Hinter dieser Frage steckte zumindest Verwunderung. Und ich möchte die Gelegenheit nutzen, um kurz — und hoffentlich verständlich — darüber zu sprechen, warum die Konstruktionsgrammatik gerade auch für linguistische Laien interessant sein dürfte. Das kann ich hier aber nur holzschnittartig und an einem knappen Beispiel tun.

Die Beherrschung einer „(Mutter-)Sprache in Wort und Schrift“, wie es in Bildungszusammenhängen gern heißt, ist eine Schlüsselqualifikation, oder anders: eine ‚Technik‘, die man in unserem Kulturkreis besser beherrschte. Interessanterweise wird gerade in der Vermittlung eben der Muttersprache nur allzu oft auf die Intuition der Muttersprachler gesetzt: Die Sprache und die ihr eigene komplexe Struktur und vielfältigen Verwendungszwecke und Verwendungsbedingungen erlerne man, so wird unterstellt, ja quasi nebenbei. Deutschunterricht ist in diesem Paradigma ab der 5. Klasse konsequenterweise Literaturunterricht. Machen wir uns deshalb nichts vor: Das Deutsche als Mittel zur zwischenmenschlichen Kommunikation spielt als Gegenstand ab diesem Zeitpunkt nur noch im „Vier-Ohren-Modell“ Schulz von Thuns eine Rolle. Soll das Deutsche als Zweitsprache oder Fremdsprache erlernt werden, sieht die Lage, dank der Orientierung an ‚traditionellen‘ Grammatiken, meist nicht wesentlich besser aus.

Dabei könnte gerade eine didaktisch motivierte Konstruktionsgrammatik das Erlernen von Sprachstrukturen und die Bewusstwerdung über die Regeln zwischenmenschlicher kommunikativer Praxis befördern. Im Grunde ist sie eine funktionale, deskriptive Grammatik, die zum Ziel hat, die Strukturen aufzudecken, an denen sich Sprecher orientieren, wenn sie sich beim Schreiben von Texten oder im Gespräch für einen sprachlichen Ausdruck (Form) mit einer bestimmten Bedeutung (dieser Zusammenhang wird als Konstruktion aufgefasst) und gegen einen anderen entscheiden.

Eines der Phänomene, die bisher — aus konstruktionsgrammatischer Perspektive — noch nicht einer hinreichenden Analyse zugeführt sind, möchte ich kurz exemplarisch vorstellen: das „Doppelte Perfekt“ (DPF). Seit einigen Jahren etablieren sich diese Formen („Ich habe eingekauft gehabt“). In ‚traditionellen‘ Grammatiken dem dialektalen Süden zugeschrieben, zeigen erste Studien (etwa Hundt 2010), dass dieses Stereotyp in der Grammatikschreibung nicht haltbar ist. Warum benutzen aber die kompetenten Sprecher des Deutschen diese Form? Blickt man auf die sprachkritischen Populisten wie Sebastian Sick, ist dieses „Hausfrauenperfekt“ ein Fehler und Ausweis geringen intellektuellen Potenzials. Der Stigmatisierung von Sprechern wird hier der Vorzug vor sprachwissenschaftlicher Analyse gegeben — das ist zwar bequem, lässt sich auf Dauer im Blick auf die fortlaufenden Wandelprozesse der Sprache nicht durchhalten. Und es ist vor allem aus Sicht funktionaler Grammatiken, wie der DUDEN-Grammatik und der Grammatik Peter Eisenbergs, um nur zwei herauszugreifen, oder eben aus der Perspektive der Konstruktionsgrammatik, falsch.

Aus Sicht der Konstruktionsgrammatik ist danach zu fragen, wie häufig das DPF in welchen Kontexten und unter welchen Bedingungen auftritt. Analysiert man diese Faktoren, vermag man genauer abzuschätzen, welche Leistung dieser Konstruktion durch die Sprecher, die sie verwenden, zugewiesen wird. Man erschließt damit sowohl Form- als auch Bedeutungsseite einer Konstruktion, die konventionalisiert und nicht-kompositional (d.h., dass sich ihre Bedeutung nicht gänzlich aus der Summe ihrer Teile ableiten oder ihr Verhalten gar vorhersagen lässt) ist (vgl. dagegen Welke 2005). Ohnehin ist gerade das System der Tempora im Deutschen (mit zwei ‚echten‘ Zeitformen [Gegenwart und einfache Vergangenheitsform] und einer Reihe von zusammengesetzten Formen) sehr komplex und alles andere als stabil oder ‚analog zur lateinischen Grammatik‘ strukturiert.

Warum beschreiben und vermitteln wir sie dann aber auch nicht so?

Leonard abgeholt

<http://konstruktionsgrammatik.wordpress.com/2011/09/06/leonard-abgeholt/>

6. September 2011

by Alexander Lasch

Damit ich ein besonderes Beispiel für die Beschreibung eines Phänomens (nämlich die besondere Perspektivierungsleistung von Konstruktionen) nicht vergesse und mich statt dessen noch einmal an die anregenden Diskussionen in Düsseldorf erinnere, werde ich diesen, wohl mehrfach adressierten, täglichen Ausruf einer schreienden Meute kurz hier diskutieren.

In der vorliegenden sprachlichen Äußerung *Leonard abgeholt* ist alles andere als klar, welche Konstruktion realisiert wird. Tatsächlich sind wenigstens drei Möglichkeiten auf den ersten Blick denkbar:

- 1) NP + ADJ (attributiv),
- 2) so genanntes „Zustandspassiv“ bzw. Kopula mit Prädikativ: *Leonard ist abgeholt* oder
- 3) so genanntes „Vorgangspassiv“: *Leonard wird abgeholt*.

Die erste Lesart wäre für das Deutsche ungewöhnlich, üblicher ist die Verbindung von Adjektiv und nachgestellter NP — ich habe sie der Vollständigkeit halber mit aufgeführt. Mich interessieren aber auch stärker die beiden anderen Lesarten, die, je nachdem, wie viele man so genannte „Passivauxiliare“ akzeptierte, noch durch weitere Alternativen ergänzt werden dürfen („scheinen“, „erscheinen“, „wirken“, „gehören“ usw., von denen einige konstruktionsgrammatisch höchst interessant sind). Auf jeden Fall wird im sprachlichen Ausdruck die Position des Verbs in der Konstruktion nicht besetzt, auch fehlt eine Agensangabe, die zumindest in der Lesart mit „werden“ möglich wäre. Doch es sprechen Kinder im Alter von drei (vielleicht auch bereits 2;8, mir liegen dafür keine konkreten Zahlen vor) bis sechs Jahren eben diesen Satz — eine Agensangabe ist also selbst bei den Ältesten eher nicht zu erwarten, wie sich grundsätzlich auch die Frage nicht entscheiden lässt, ob sich die Kinder im Fall des Falles für „sein“ oder „werden“ (dies erlernen sie im vierten Lebensjahr für Konstruktionen

dieser Art zu gebrauchen) entscheiden würden. Es wäre auch die falsche Frage: Pragmatisch verstehen alle Anwesenden diese Realisierung, vom dritten bis ins siebente Lebensjahr. Die Erwachsenen verstehen die Äußerung ebenfalls und gebrauchen sie teilweise selbst. Es ist eine (temporale und lokale) Insel der Glückseligkeit, in der nicht über das Verb die Partizipantenrollen in einer Argumentstruktur (die dann damit möglicherweise abgeglichen werden muss) besetzt werden, sondern in der Konstruktionen der Eigenschaftszuweisung bzw. der Transformation, wie ich sie nennen möchte, nur mit den relevanten und von der Konstruktion und ihrer Argumentstruktur geforderten Partizipanten aktualisiert werden. Dabei stellt die Auslassung des Verbs — hier „sein“ oder „werden“ — interessanterweise gerade auch bei den jüngsten Kindern das Verständnis sicher. Und ich will auch nicht ausschließen, dass es gerade bei diesem Beispiel, wie bei vielen Dingen auch, gerade darauf ankommt, wer diesen Satz als erster ausruft (womit die Insel der Glückseligkeit weiter kulturelles Konstrukt bleibt) — da pragmatisch eindeutig, kann hier das Prinzip der Ökonomie seine Karten ausspielen.

Was ist konstruktionsgrammatisch nun gerade an diesem Beispiel interessant? Interessant ist nicht, dass man darüber mutmaßen kann, welche Verben nun in diese Konstruktion eintreten könnten, damit die Konstruktionsbedeutung entsprechend aktualisiert würde (nämlich hinsichtlich „Eigenschaft“ oder „Veränderung einer Eigenschaft“), sondern dass die Anordnung der Partizipanten analog den Anforderungen der Argumentstruktur (und eben nicht in der Verbindung zwischen attributivem Adjektiv und nachgestellter Nominalphrase) offenbart, dass sich hier ein kognitives Muster verfestigt und stabilisiert hat in der kommunikativen Praxis und damit auf ein Verständnis über die Bedeutung dieser Konstruktion geschlossen werden darf. Dass man im dritten Lebensjahr Effekte durch Imitation nicht ausschließen kann, ist dabei — Konventionalität ist das Resultat von Nicht-Kompositionalität und Indiz kognitiver Verfestigung — kein Gegenargument sondern unterstützt die Interpretation nachgerade.

Leider kann ich im Moment nichts zu anderen Beispielen für dieses Phänomen sagen — spannend wäre es, ob sich auch folgende Aussagen belegen ließen, die ich jetzt vom Lehnstuhl aus erdenke:

*Tee getrunken,
Spielzeug aufgeräumt,
Obst gegessen usw.*

Macht's uns doch bitte nicht so schwer

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/09/27/machts-uns-doch-bitte-nicht-so-schwer/>

27. September 2011

Sprachpunkt

Daran werden wir uns gewöhnen (müssen). Normative und auch deskriptive Grammatiken (und normative Populisten) steuern dem falschen Gebrauch des Apostrophs zwar noch vehement entgegen, aber der Widerstand wird (gefühl) geringer. Das adaptierte Muster (siehe Anzeige) sieht man gleich zweimal im Angebot: Genitiv-s mit Apostroph im Englischen. Im Plural jedoch wird im Englischen Apostroph nur verwendet, wenn bspw. ein Singular auf -s endet, also quasi selten bis nie.



Im Beispiel haben wir ja den besonderen Fall, dass es sich (1) nicht um einen Genitiv-Singular (*Ulrich's Backstube*), sondern um einen Plural handelt und (2) um einen der Fälle, bei denen auch kompetente Sprecher immer wieder darüber nachdenken, welche Schreibung korrekt sei: PC's oder PCs? PKW's oder PKWs? CD's oder CDs? Normgerecht, d.h. den derzeit üblichen Rechtschreibregeln entsprechend, ist die Schreibung ohne Apostroph. Allerdings markieren die meisten Sprachbenutzer gerade Akronyme doch gern mit Hochkomma, um so vermutlich die ‚Wortgrenze‘ besonders hervorzuheben und evtl. damit zugleich auch anzuzeigen, dass Flexionsendungen eben nicht ‚natürlich‘ an Akronyme anzuschließen sind (das allerdings ist noch nicht untersucht).

Kommen wir aber noch einmal auf *Ulrich's Backstube* zurück. Oben hatte ich kurz geschrieben, dass wir uns an den Gebrauch des Apostrophs beim Genitiv-s wohl werden gewöhnen (müssen). Auch ist es genau der Gebrauch, den populistische Sprachkonservatoren gern geißeln. Und deren Stigmatisierung wiederum („Deppen-Apostroph“) darf landläufig als durchgesetzt gelten.

Doch was wird man erst staunend, wenn man erfährt, dass der Genitiv-s-Apostroph im Deutschen (der wie im Englischen angewendet wird) bis ans Ende des 19. Jahrhunderts durchaus üblich war und erst mit der Orthographischen Reform 1901 für normwidrig erklärt wurde — der Apostroph war seit dem nur noch bei Elision gestattet (*Ist's Ulrichs Backstube?*). Der Hintergrund: Durch die Abschwächung der vollen Flexionsendungen (auch aber nicht nur des Genitiv[e]s: -es > -s) wurde nicht mehr ein Teil der Flexionsendung (der unbetonte Vokal in der Nebensilbe) ausgelassen und damit brauchte man das Hochkomma nicht mehr zu setzen. Was zunächst pragmatisch klingt, dürfte wenigstens zwei Generationen im Schriftgebrauch Schwierigkeiten bereitet haben. Deren Kinder wiederum wurden nach dem Zweiten Weltkrieg Zeuge, dass Engländer und Amerikaner den im Deutschen mittlerweile normwidrigen Genitiv-s-Apostroph einfach schamlos gebrauchten und übernahmen das Muster — sicherheitshalber nicht nur für den Genitiv, sondern auch gleich für (schwierige Akronym-)Pluralbildungen mit.

Streng genommen (und bezieht man die Sprachgeschichte mit ein) ist *Ulrich's Backstube* (als *Ulriches Backstube*) gerade bestes Beispiel für die (wie auch immer motivierte) Wiederaufnahme in oder besser Kontinuität einer alten Norm im gegenwärtigen Sprachgebrauch —

gewissermaßen ein Relikt jener guten alten Zeit, der die Konservatoren immer so gern nachjammern.

Ich habe XY geschränkt

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/09/27/ich-habe-xy-geschränkt/>

27. September 2011

Sprachpunkt

„Ansonsten wird sie im Abo gekauft, 5 Minuten durchgeblättert [...] um dann geschränkt zu werden.“ (der_arit, 22.09.11, 16:26, maniac-forum,<http://goo.gl/ZRopC>)

Neologismen zeigen die Wandlungsfähigkeit sowie Produktivität einer Sprache und die Kreativität ihrer Sprecher an. Ein Beispiel dafür ist das Verb *schränken*, welches ökonomisch und gewitzt Gefüge wie *in das Regal stellen/legen*, *im Schrank verstauen*, *im Keller lagern* usw. verkürzt.

Interessanterweise wird dabei der Ort, an dem XY fortan aufbewahrt wird, als Partizipant nicht vom Verb *schränken* gefordert (*Z hat XY im Regal geschränkt*), obwohl damit nicht zugleich das für die Konversion dienende Nomen als Ablageort benannt ist. Es ermöglicht dem Sprecher (resp. Schreiber) vielmehr, genau diesen Aspekt nicht zu thematisieren. Mit dieser Ausblendung des Ortes der Aufbewahrung wird zugleich eine der zentralen semantischen Eigenschaften des Verbs sichtbar: *Schränken* deutet so nicht deiktisch auf den Ort der Ablage hin, was etwa *stellen*, *legen*, je nach Kontext auch *lagern*, mit der Forderung einer lokalen PP tun, sondern darauf, dass XY aus dem für alle sichtbaren Raum entfernt und irgendwo, wo es nicht mehr sichtbar ist, aufbewahrt wird, man möchte sagen, dennoch aufbewahrt wird: Denn XY ist, aus verschiedenen Gründen, für den Benutzer fortan weniger relevant und befindet sich auf der Vorstufe zur Entsorgung, zur Lagerung im Keller oder zum Verkauf.

Schränken weist also primär nicht auf den Ort der Ablage, sondern hebt evaluativ auf das (negative bewertete) Verhältnis zwischen Sprecher und dem abgelegten Gegenstand ab. *Schränken* scheint damit, und ich verwendete es hier selbst häufig, dem Verb *ablegen* zumindest in einzelnen Aspekten semantisch nahe zu stehen und füllt wohl eine Lücke, die *ablegen* 'hinterlassen' hat. Da dieses, das zeigt etwa der Eintrag beim „Wortschatzportal Leipzig“ (<http://goo.gl/X2L0T>), vor allem metaphorisch ohne evaluative Qualität gebraucht wird und in stabilen Wendungen auftritt (*Rechnung ablegen*, *Zeugnis ablegen*, *Prüfung ablegen*, mit anderer Bedeutung, aber dennoch metaphorisch: [schlechte] *Gewohnheit ablegen* usw.), ergänzt *schränken* das Repertoire der Sprecher um eine Variante, die einer Teilbedeutung des *Ablegens* entspricht.

Noch eine Note am Rande: Portale wie <http://www.verbix.com> helfen nicht nur für den Fall der Konjugation von *pluseinsen* (Noah Bubenhofer: <http://goo.gl/iKKxa>), sondern natürlich auch bei der Konjugation des Verbs *schränken*. Ob der Hinweis, dass das Verb nicht in der Datenbank von „verbix“ existiert, Lernern der deutschen Sprache ausreicht, um über die Existenz des vorbildlich konjugierten Verbs zu zweifeln, sei dahingestellt.

Links

pluseinsen und seine Konjugation bei „verbix“: <http://goo.gl/og3Yv>

schraken und seine Konjugation bei „verbix“: <http://goo.gl/swSFb>

„Unser ‚Nein‘ ist sicher“

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/09/29/unser-nein-ist-sicher/>

29. September 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik

Man muss die Meinung der LINKEN zur Erweiterung des Rettungsschirms nicht teilen. Auch ist der streitbare Gregor Gysi als Politiker anfechtbar, spätestens seit er in Berlin als Wirtschaftssenator hinschmiss.

Aber ich höre ihm furchtbar gern zu (Redebeitrag Gysis; 130. Sitzung vom 29.09.2011; ESM). Er ist ein „Agitator“ alter Schule (im Sinne der LINKEN positiv besetzt); jemand, der Politik nicht als Konsens, sondern als Programm betreibt — jede Rede ein scharf geschliffener roter Blumenstrauß mit sorgsam eingeflochtenen Fahnen- und Stigmawörtern.

Einige Beispiele für Ungeduldige:

- Bereits in den ersten zwei Minuten, nachdem er seine Vorredner sanft zurechtrückte, spricht er davon, dass „schon wIEder ein geHEIMausschuss“ (!) gebildet würde, der über das „geld der beVÖLKERUNG“ entscheide. Es gibt noch einige weitere prominent gesetzte Genitivattribute (etwa: „Geld der Steuerzahler“, „Vorschläge der EU-Kommission“, die „Vermögen der Vermögenden“ [!] usw.) — Noah Bubenhofer hat in seinem Vortrag auf der Tagung *Konstruktionen als soziale Konventionen und kognitive Routinen* genau diese Häufung von Genitivattributen als typisches sprachliches Muster im Sprachgebrauch der LINKEN herausgestellt („Tag der Arbeit“ – Tradition der Direktübersetzung aus dem Russischen?).
- Einsatz rhetorischer Mittel: Im Zusammenhang mit einer öffentlich-rechtlichen Ratingagentur in Europa (ab 3:21) spricht Gysi zur Regierung gewandt: „wo bLEIbt sie? wo ist ihr VORschlag? wo ist das konSTRUKT? NICHTS passiert diesbezüglich.“ usf.

Nur wenige, sehr wenige können dem rhetorisch Geschulten das Wasser reichen im Bundestag. Im Moment scheidert daran Carsten Schneider (SPD).

LIVE-Übertragung aus dem Bundestag

„Anachronistisches Territorium“*

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/09/30/anachronistisches-territorium/>

30. September 2011

Sprachpunkt

Gestern habe ich hier kurz über die aus meiner Sicht gelungene Rhetorik Gregor Gysis geschrieben; nichtsahnend, dass sich am darauf folgenden Tag am Beispiel des „anachronistischen Territoriums“ Gelegenheit bieten würde, noch einmal das Thema der Rhetorik bzw. Stilistik aufzugreifen.

Es gibt keine Operation, die es erlaubt, einen in der Gegenwart real existierenden Raum (als geographisches Gebiet oder Hoheitsgebiet) als nicht zeitgemäß zu denken: Die wichtigsten deiktischen Dimensionen (Raum & Zeit) lassen sich nicht gegeneinander ausspielen.

Friedhelm Hengsbach zeigt auch nicht auf den Raum, das Territorium, wenn er den Vatikan bezeichnen will, sondern auf dessen Eigengesetzlichkeiten. Er weist also nicht auf ein Gebiet (das nicht anachronistisch sein kann), sondern auf aus seiner Sicht anachronistische Vorstellungen eines kulturellen Produktes, einen durch Eigengeschichtlichkeit und -gesetzlichkeit geprägten kulturellen Raum, einen Heterotopos. Hengsbach sollte (vielleicht besser als andere) wissen, dass sich ein solcher Raum, der Sitz des Stellvertreters Christi aus römischer Sicht, und die ihm eigenen nicht in der Alltagswelt verankerten Regeln nicht dem Urteil unterziehen lassen, ob sie anachronistisch seien oder nicht. Darum geht es ihm auch nicht.

Er kritisiert den römischen Bischof, nicht den „Staatschef eines anachronistischen Territoriums“, der außerhalb dieses Heterotopos spricht, und das, was er spricht. Er schreibt vom „anachronistischen Territorium“, um auf die ‚anachronistischen Ansichten‘ seines Papstes argumentativ hinzuarbeiten. Das „anachronistische Territorium“ fungiert als eine der Stützen seiner Argumentation und liefert gleichzeitig das für die Argumentation entscheidende Stigmawort.

Weil sie nicht konventionalisiert ist, ist die Verbindung „anachronistisches Territorium“ stilistisch auffällig und damit für die Argumentation kontraproduktiv, denn sie legt sowohl Absicht, die Argumentationslinien selbst und zugleich ihre Stützen offen. Und mehr noch — sie bedient ein verweltlichtes Verständnis von Papsttum, Vatikan und Kirche.

Warum nun ist dies zu bedauern? Mit der dem Kritisierten vorgeworfenen Arroganz (siehe Titel des Artikels) wird dieser im Artikel Hengsbachs als „Staatschef“ aus der Welt und Zeit geredet: Ein Dialog, den viele als notwendig erachten, wird auf dieser Basis kaum möglich sein.

* Friedhelm Hengsbach. Mit der Arroganz des Vatikans. Publiziert auf *sueddeutsche.de* (25.09.2011, <http://www.sueddeutsche.de/politik/benedikt-xvi-besucht-deutschland-mit-der-arroganz-des-vatikans-1.1148909>).

Eine andere Art der Anteilnahme

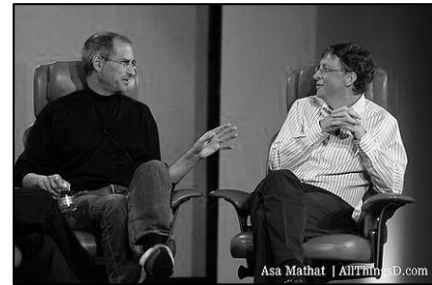
<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/10/06/eine-andere-art-der-anteilnahme/>

6. Oktober 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache, [2011WS] - Unternehmenskommunikation

In der Vorlesung „Sprachmedien und Mediensprache im Gegenwartsdeutschen,, (WS 2011/2012) wird auch die (sprachliche) Inszenierung in Massenmedien thematisiert.

Ausgewählt hatte ich dafür ein legendäres Gespräch zwischen Steve Jobs und Bill Gates bei *All Things Digital** (2007). Der Fokus sollte genau bei diesem Beispiel nicht auf dem Gegenwartsdeutschen, sondern vielmehr auf der sprachlichen Inszenierung von populären Akteuren in den Massenmedien liegen: Abgesehen davon, dass hier zwei der Pioniere des elektronischen Zeitalters in Goldgräberkleidung sitzen und Komplimente austauschen (obwohl sie nicht nur als Unternehmer Konkurrenten sind), wird nämlich deutlich, dass es Gates scheinbar gelingt, sich immer noch als „Garagenbastler“ zu inszenieren, während Jobs hinter den „Geschäftsmann“, der er wohl immer war, im Gespräch nicht zurückkommt. Und obwohl er mit Gates anscheinend auf Augenhöhe sprechen mag, stellt sich beim Hörer ein anderer Eindruck ein: Hier ist nach der Qualität sprachlicher Inszenierung und insbesondere danach zu fragen, welche Grade von „Authentizität“ angenommen werden müssen, um dieses Gespräch angemessen analysieren zu können.



Darüber hinaus wurde das Video selbst zur Grundlage von (so genannten) Memes und Comics [1], die seit 2007 in regelmäßigen Abständen und in unterschiedlichen Kontexten in den Welten des Web 2.0 kommuniziert werden und meist nicht die „Garagenbastler“ und „bodenständigen Visionäre“ ins Visier nehmen, sondern die „Geschäftsmänner“ Jobs und Gates, die für die Maximierung von Gewinn nicht immer nur das Gute in die Welt tragen [2; oder in ironischer Überspitzung vgl. auch bspw. 3].



Heute stellen sich noch andere Fragen. Steve Jobs ist tot. Einer der Mentoren unserer elektronischen Sozialisation, die wir hier noch miteinander lachen hören, ist nicht mehr.

Und so gewinnt das Gespräch zwischen „Steve“ und „Bill“ eine ganz neue Qualität — es wird zum Nachruf, zur Würdigung eines erfolgreichen Unternehmers durch einen anderen, was aber nicht unkritisch zu sehen ist. Das verlinkte Video, das in der Vorlesung eigentlich nur als Quelle für die aufgezeichnete Sendung dienen sollte, wird nun möglicherweise neben der kritischen Distanzierung [4] zu einem der Ausgangspunkte für die Kommunikation dieses Ereignisses im Web 2.0 werden: Auf *Youtube* hinterlassen User in den Kommentaren erste Kondolenz, das Video und auch die auf dieser Basis entstandenen Memes und Comics werden „geteilt“ (wie hier) und so mancherorts medial „umgewidmet“ im Rahmen einer digitalen Erinnerungskultur, zu der mit Sicherheit auch die Rede von Jobs an der Universität Stanford 2005 gehören wird [5].

Transparenz

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/10/11/transparenz-4/>

11. Oktober 2011

Informationen und Material, Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

Wir haben ein neues Thema. Das passiert ja dieser Tage, die vom zähen Ringen um die europäische Währung bestimmt sind, nicht oft.

Zur Freude aller Berichtersteller ist das Ereignis noch dazu nicht lokal- sondern 1) bundespolitisch relevant, 2) es betrifft wie die Zukunft des Euro fast alle von uns und es beflügelt — wie jedes gute Thema — 3) fast zwangsläufig Verschwörungstheorien. Mit anderen Worten: Es ist medial das ganz große Theater.

Man sieht sich dabei mit einem Fall konfrontiert, der eine der wichtigsten Forderungen der sympathischen Nerds, die jüngst unter der Piratenflagge das Berliner Abgeordnetenhaus enternten, ganz oben auf die Prioritätenliste der Bundespolitik setzt. Die Forderung der *Piraten* nach **Transparenz der Politik** wird ihnen in diesen Tagen *Wählerscharen* in die Arme treiben, ob sie die Finanzlage Berlins nun kennen oder nicht.

- **Transparenz** f. ‚transparente Beschaffenheit‘ (1. Hälfte 19. Jh.), abgeleitet vom Adjektiv *transparent* [...], vereinzelt von materiellen Erscheinungen ‚Lichtdurchlässigkeit‘, meist übertragen im Sinne von ‚Klarheit, Deutlichkeit, Verständlichkeit‘. (*Ety-mologisches Wörterbuch des Deutschen* [nach Peiffer], Eintrag beim DWDS).

Die Rede ist vom „Staatstrojaner“ oder „Bundestrojaner“. Seine Funktionsweise und die Qualität des Eingriffs auf infizierten Rechnern, auf die sich die Massenmedien die letzten Tage stürzten, soll hier nicht weiter interessieren. Denn diese Aspekte zielen nicht auf den Kern des Problems, da ohnehin faktisch die wenigsten Nutzer tatsächlich wissen, was die bei ihnen installierte Hard- und Software überhaupt den ganzen Tag macht.

Es geht um **Transparenz der Politik** und um **Vertrauen in die Politik**. Am Wochenende wurde der „Trojaner enttarnt“ (man ist im Digitalen Krieg) und seit wenigen Stunden steht fest, woher er kommt: Das bayerische Landeskriminalamt hat den Trojaner 2009 rechtswidrig eingesetzt, es ist also ein „Bayertrojaner“ — der in (wenigstens) vier Bundesländern zum Einsatz kam.

Beim Thema **Transparenz** können alle mitreden, das weiß und fürchtet auch das Bundesinnenministerium und besonders die Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP): „Wenn die Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts in der Praxis durch die Technik nicht eingehalten werden, verschwindet das Vertrauen der Bürger.“

Nur muss die Bundesjustizministerin wohl noch weitaus lauter rasseln. Sie muss einen Koalitionspartner im Bund übertönen und die Emporkömmlinge, die der FDP das Thema mit Erfolg streitig machen. Sie muss für **Transparenz** werben. Sie muss die Dinge, die nicht sichtbar hinter dem Rücken der Öffentlichkeit von öffentlichen Behörden initiiert worden sind, sichtbar, **transparent** machen, um das Vertrauen der Bürger zurückzugewinnen, von denen die meisten in Bezug auf die Politik nur noch zu glauben scheinen, was sie auch sehen — und das wird den *Piraten* den Einzug in den Bundestag bescheren.

Dabei wird, zumindest im Moment, überhaupt nicht darüber diskutiert, ob denn die „Klarheit, Verständlichkeit, Durchlässigkeit und Deutlichkeit“ politischer Entscheidungen in jedem Fall erwünscht sein kann. Die Entlastung, die es bedeutet, eben nicht alles zu wissen, ist enorm — doch dafür muss man vertrauen können. Der Wunsch der Bundesjustizministerin also, das „Vertrauen zurückzugewinnen“, zielt möglicherweise mittelfristig eben gerade nicht auf das Sichtbarmachen politischer Entscheidungsprozesse, sondern darauf, dass die Forderung nach mehr **Transparenz der Politik** (am besten bis 2013) wieder an Bedeutung verliert. Und eine letzte Frage muss gestellt sein: Warum reagieren die *Piraten* nicht oder nicht schlagkräftig genug, um dieses Thema politisch auszunutzen [1, 2, 3]? Sie hätten jetzt Gelegenheit, ihrem schmalen Programm bundespolitisch Geltung zu verleihen — doch sie schweigen sich aus. Ist die Bühne möglicherweise doch zu groß?

Warum interessiert sich die Linguistik für Debatten dieser Art? Im Rahmen einer *Diskurslinguistik* wird bspw. der öffentliche Sprachgebrauch in bestimmten Domänen (hier: Politik) untersucht. Dafür eignen sich gesellschaftlich relevante Themen besonders, die kontrovers debattiert und von (Diskurs-)Akteuren geprägt werden, die unterschiedliche Standpunkte vertreten. Eine Analyse dieser Diskurse nach argumentationslogischen, stilistischen und grammatischen Kriterien, im Hinblick auf Textfunktionen, -gestaltungen und -intentionen, Kontexte sowie Akteursabsichten und -rollen erlaubt, Rückschlüsse zu ziehen auf die Bedeutung der Sprache bei der Genese, Strukturierung und Hierarchisierung kollektiven Wissens und kollektiver Einstellungen; Mentalitäten, wenn man so will.

Pfleger und Arbeiter im Weinberg der Sprache

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/11/09/pfleger-und-arbeiter-im-weinberg-der-sprache/>

9. November 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik

Tagesaktuelle Debatten eignen sich denkbar schlecht für diskurslinguistische Analysen. Das hat seinen Grund vor allem darin, dass sich nur abgeschlossene Argumentationslinien in Aussagen und Aussagekomplexen eines Diskurses untersuchen lassen. Zugegebenermaßen ist das forschungspraktisch eine Notwendigkeit, um als Sprachwissenschaftler keine Prognosen über zukünftige Entwicklungen in einem Diskurs abgeben zu müssen — abgesehen davon, dass dies wissenschaftlich unseriös wäre (Spekulationen werden meist explizit als solche gekennzeichnet und auch aus den Überlegungen ausgeschlossen), verdiente man sein Brot wahrscheinlich auf andere und einfache Weise, wenn man hellseherische Fähigkeiten hätte, als als Sprachwissenschaftler.

Populistische Sprachpuristen müssen nicht als Sprachwissenschaftler arbeiten, denn sie haben solche Fähigkeiten. Der Untergang der Sprache, den sie prognostizieren, lässt sich in zahlreichen Verfallserscheinungen aus dem Hier und Jetzt bereits ableiten. Sie haben Einblick in das Große und Ganze der Sprachentwicklung, die Sprachwissenschaftler mühsam zu erschließen suchen aus Wandlungsprozessen (gern als ‚Gesetzmäßigkeiten‘ proklamiert) und Veränderungen, die, wenn sie nicht ‚gesetzmäßig‘ sind wie der Nebensilbenschwund, zunächst einer ‚unsichtbaren Hand‘ angelastet werden.

Zum Glück — und hier kehren wir wieder zu den tagesaktuellen Debatten zurück — treffen beide Realitäten, nämlich die des Sprachwissenschaftlers und die des Sprachpuristen, bisweilen aufeinander und bringen schlagartig alle argumentativen Verwerfungen in einem Diskurs über Sprache, beider Gegenstand, ans Licht der Öffentlichkeit. Das verdient Aufmerksamkeit.

Glück ist auch, dass es sich nicht um eine tagesaktuelle Debatte handelt, sondern um ein Ereignis aus einer langen Geschichte des Konfliktes zwischen „Sprachpflegern“ und „Spracharbeitern“. Dieses Ereignis ist und wird — den neuen Medien sei Dank — dokumentiert und stellt für eine kleine linguistische Diskursanalyse ein (noch) überschaubares exemplarisches und multimodales Korpus für diesen etablierten Diskurs dar

[*Update* 11.11.2011]:

- 1) *Petition: Grundgesetz – Deutsch als Landessprache ins Grundgesetz vom 26.11.2010 (Krämer, Walter)*
- 2) *BILD-LESER HABEN ENTSCHIEDEN. Endlich Bundestags-Petition zu „Deutsch ins Grundgesetz!“ (13.12.2010)*
- 3) *Petition: Grundgesetz – Keine Aufnahme der deutschen Sprache ins Grundgesetz vom 19.12.2010 (Stefanowitsch, Anatol)*
- 4) *Sitzung des Petitionsausschusses am 7. November 2011, TOP der Sitzung beginnt im Mitschnitt bei 01:00:50*
 - 4.1) *Rede Walter Krämers vor dem Petitionsausschuss im Wortlaut*
 - 4.2) *Rede Anatol Stefanowitschs vor dem Petitionsausschuss im Wortlaut*

5) WDR 2 Arena „Sprachpolitik über das Grundgesetz“. – Diskussion mit Holger Klatte (Verein Deutsche Sprache) und Anatol Stefanowitsch (Uni Hamburg). Die Sendung wird ausgestrahlt am 10.11.2011 von 19 bis 21 Uhr.

5.1) Podcast zur Sendung – verlinkt ist das MP3-File. Zum Speichern bitte per Rechtsklick auf der Maus das Kontextmenü öffnen und die Datei mit der Option „Speichern unter...“ laden.

5.2) Kommentare auf der Website zum Thema und zur Sendung (Stand: 11.11.2011)

Neues aus der Gutenberg-Galaxie

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/11/10/neue-medien-einmal-gutenberg-gedruckt-und-zuruck-bitteschon/>

10. November 2011

Sprachpunkt

Eine wahre Geschichte aus dem 21. Jahrhundert

Der Apologet eines neuen Mediums druckte in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Buch, das seinen Vorläufern, den Prachthandschriften, in nichts nachstehen wollte. Natürlich fehlte der 42zeiligen Bibel mit Goldschnitt der individuelle (Hand-)Zug des Schreibers, sie trug nun den des Setzers. Dafür deutete sie auf die Optionen, die sich eröffneten: Der Druck mit (beweglichen) Lettern ermöglichte ein bisher nicht bekanntes Maß an Vervielfältigung von Text- und damit Wissensträgern, die relativ preiswert herzustellen waren. Aus monastischen Kreisen war eine Medienrevolution wie der Buchdruck nicht (vielleicht nie) zu erwarten gewesen — das Verhältnis zu ihrem Medium, der Handschrift, war intakt und bedurfte keiner Aktualisierung. Vielleicht ahnte man auch in den Scriptorien dunkel, dass der Buchdruck letztlich nicht nur die monastische Schreib-, Schrift- und Vergewaltigungskultur der frühen Neuzeit sachte auf den Kopf stellen sollte.



Heute ist das vielleicht anders. Ein institutioneller Vertreter eines alten Mediums, des Buches, geht den Weg in die Online-Welt. Er will Apologet des alten und neuen Mediums zugleich sein, natürlich bei Erhaltung alter Privilegien (Urheberrecht, Buchpreisbindung) bei Ausnutzung der Gewinnmaximierungsoptionen, die das neue Medium bietet. Damit dieser Spagat gelingen kann, dürfte Fingerspitzengefühl gefragt sein. Statt dessen jedoch tappt der Arme in jede Fußangel, die im Web 2.0 (inkl. der Segnungen der Social Networks) ausgelegt ist: Dieser Tage werden die Postfächer der AutorInnen des Verlags mit (Spam-)Mails geflutet, die alle selben Inhalts sind — es geht um den Relaunch eines Onlineshops (nun in der Beta-Phase!), der in den letzten Jahren nicht aufgesetzt, gepflegt und kontinuierlich verbessert, sondern in kurzen Abständen durch Alternativen ersetzt wurde. Analog verhält es sich mit anderen Onlineportalen des Verlags, die für die Produktion von medialen Inhalten genutzt werden sollen. Das wissen mittlerweile alle Adressierten — die Marketingoffensive läuft vermutlich ins Leere. AutorInnen, die ihre Aufsätze noch ins Sekretariat diktieren oder E-Mails ausdrucken lassen, nehmen ein solches Gebaren und technische Veränderungen dieser

Art nur noch achselzuckend hin. Technikaffine AutorInnen schauen ungläubig auf das, was sich da vor ihren Augen abspielt, und darauf, was aus Verlagssicht ihr neues Werkzeug werden sollte.

Das ist schade. Jeder Anfang ist schwer und die (Um- und) Einstellung auf neue Online-Welten mit ihren Chancen und Herausforderungen in Produktion und Vertrieb sicher nicht einfach, idealerweise sollte man dabei zudem nicht das Kerngeschäft aus dem Blick verlieren: Die Produkte des Verlags sind nämlich handwerklich hervorragend. Sie bereichern seit jeher den Wissenschaftsbetrieb. Sie werden ihr Recht behalten neben anderen Formen der Publikation, die das neue Medium bietet.

Es sind gute Bücher, Vertreter eines alten und lebendigen Mediums. Wir lesen und schreiben sie gern.

Bald wird aufgemännelt!

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/11/21/bald-wird-aufgemännelt/>

21. November 2011

Sprachpunkt

Heute Morgen wurde ich beim ersten Kaffee mit einem — wie ich zunächst annahm — Dialektismus überrascht. Wie nebenbei hieß es, dass ja nun nach Totensonntag bald „aufgemännelt“ werden könne. Auf der Fahrt ins Büro dachte ich immer noch darüber nach, wie gut das Verb „aufmänneln“ doch genau das beschreibt, worauf sich (beinahe) jeder im Erzgebirge und seinen Ausläufern nun freut: Das Aufstellen von Weihnachtsschmuck in allen erdenklichen Formen und Farben, vor allem aber eben „Männeln“. Es ist in seiner Bedeutung daneben wunderbar vielschichtig, denn es beutet konnotativ aufgrund formaler und struktureller Analogie die Bedeutung des Verbs „aufrüsten“ mit und ist so zu gebrauchen nicht nur als neutraler Ausdruck bzw. als Hochwert- oder Fahnenwort, sondern auch als Stigmawort der Gegner der fünften Jahreszeit im Erzgebirge, die es hier wahrlich nicht einfach haben werden in den nächsten Wochen.



Verwundert war ich nur, dass ich das Verb vorher noch nie in dieser Verwendung gehört hatte, es schien so einleuchtend und plausibel und mundartlich unverdächtig. Ich versuchte also, diese Wissenslücke zu schließen, und hoffte auf einen entsprechenden Eintrag im *Wörterbuch der obersächsischen Mundarten*, dessen erster Band 1998 erschien.[1] Doch hier ist das Lemma „aufmänneln“ leider nicht verzeichnet. Bevor ich nun zum Telefon griff, wollte ich mich zunächst bei Google — trotz besseren Wissens — auf die Suche nach dem Verb rückversichern. Die Ausbeute war, wie zu erwarten war für einen hauptsächlich mündlich gebrauchten dialektalen Ausdruck, ernüchternd. Die Belege für Infinitiv („aufmänneln“), deverbales Adjektiv („aufgemännelt“) und die 3. Person Singular Präsens Aktiv („aufmännelt“) für das Verb brachten kaum ein Dutzend Belege ans Licht. Diese stammten noch dazu und zum Großteil alle aus der Feder eines „j. wieloch“ (*Aber, jenseits der Schadenfreude, werde*

ich mich hier nicht zum Berufszyniker **aufmänneln** [<http://goo.gl/3psHz>]) sowie eines Bloggers „Lobster53“:

*So konnte Dieter Thomas Heck (eigentlich Carl-Dieter Heckscher) sich über viele Jahre zum Förderer des Deutschen Schlager **aufmänneln**, dem kein Schwachsinn zu wenig und kein sinnfreier Text zu viel wahr, als dass er nicht in seiner Berliner Schrippen-Sendung hätte unterkommen können* (<http://goo.gl/LGSYE>).

Nun kann man geteilter Meinung sein, welche Rolle Dieter Thomas Heck für den Deutschen Schlager gespielt hat, fest standen dagegen folgende Dinge: 1) Dem Blogger „Lobster53“ war oder ist seine Anonymität nicht wirklich wichtig, anders kann ich mir das gemeinsame Auftreten des Pronomens „ich“, des Eigennamens „Jürgen Wieloch“ und des Nicks „Lobster53“ nicht erklären (<http://goo.gl/1JYSD>). 2) Damit scheint — neben einem anderen Nutzer eines Forums — „J. Wieloch“ beinahe der einzige zu sein, der das Verb schriftsprachlich verwendet. 3) Wenn er es gebraucht, dann nutzt er es wie das Verb „aufmande(r)ln“, das in übertragener Bedeutung im Oberdeutschen verwendet wird im Sinne von ‚sich aufspielen‘. In nicht-übertragener Bedeutung wird es gebraucht für das ‚Aufstellen von Getreidegarben in Mandeln‘.[2] 4) Wieloch kommt aus Dresden und damit aus der Region, die hier interessiert — was zumindest das Auftreten der Form, aber noch nicht die Bedeutung des Verbs „aufmänneln“, so wie ich es heute hörte, erklären könnte.



Ein weiterer Beleg stammt aus einem Online-Forum und hier spezieller einem Thread zum Aufbau-Strategiespiel *Insel-Monarchie* (das ich persönlich nicht kenne) von „DocSternau“:

*Naja, du musst eben aufpassen, dass du die Gebäude auch gleich mit Arbeitern bestückst. Ausgebaute Gebäude ohne Arbeiter sind unnütz. Also am Besten: Gebäude ausbauen – **aufmänneln** – nächstes Gebäude ausbauen – usw.* (<http://goo.gl/UCM63>).



Mich im *Baldur's Gate-Forum* anzumelden, um das öffentliche Profil von „DocSternau“ einzusehen und etwas über seinen Herkunftsort in Erfahrung zu bringen, war nicht notwendig, da Nutzer im Netz zum Glück recht wertkonservativ in Bezug auf ihre Nicks sind. „Doc Sternau“, so verrät eine erste Google-Anfrage, heißt mit bürgerlichem Vornamen „Matthias“ und ist, dann im zweiten Schritt, genauer „Matthias Freund“ aus Gera (<http://goo.gl/123er>), u.a. ein Mitautor an verschiedenen Abenteuern des Spiels *Das Schwarze Auge*. Er gebraucht „aufmänneln“ im Sinne von „aufstellen“ — es verhält sich analog zu „aufmandeln“ insofern, als es auch spezifiziert, wie oder was genau aufgestellt werden soll: Sind es bei „aufmandeln“ die Garben in „Mandeln“, so sind es bei „aufmänneln“ Spielfiguren, wenn auch hier nur in virtueller Art.

Bemerkenswert an diesen Belegen sind vier Aspekte: 1) Beide hier ausgewiesenen Gebrauchsarten von „aufmänneln“ sind auch bei „aufmandeln“ angelegt, das ‚Garben in Mandelform aufstellen‘ und im übertragenen Sinne ‚sich aufspielen‘ (‚sich selbst als Mandelgarbe aufstellen‘) bedeutet. 2) „Aufmänneln“ allerdings bezieht sich nun nicht mehr auf Garben und

deren Form, sondern auf Spielfiguren. 3) Beide Nutzer kommen aus dem ostmitteldeutschen Raum im Vorerzgebirge. 4) Die Schnellsuche bei Google erbrachte Nützliches, aber nicht Gewünschtes.

Weiter gehört als Mittel für varietätenlinguistische Fragen das Interview von Dialektsprechern zur ersten Wahl. Die Anrufe in den Touristikinformationen in Seiffen (Osterzgebirge), Marienberg (mittleres Erzgebirge) und Annaberg (Westerzgebirge) sowie bei Freunden und Familie brachten immer eines heraus: Das Wort kenne man zwar nicht, aber es wirke sehr vertraut. Sicher sei damit doch das Aufstellen der „Männeln“ in der Adventszeit gemeint. Ich solle doch bitte noch in XYZ anrufen/nachfragen, da es dort möglicherweise gebraucht werde. Letzteres war (natürlich) nie die Fall, aber es belegt die positive Einstellung der Dialektsprecher gegenüber dem Wort und damit dem bezeichneten Referenzobjekt und ist weit mehr als ein bloßes Raten:[3] Das Anregen zur Weitersuche und die Nennung möglicher anderer Quellen ist ein Hinweis auf die Hilfsbereitschaft des Sprechers und darauf, dass er möchte, dass die Quelle des Synonyms für das positiv besetzte und mundartlich gebräuchliche „aufwecken“ (der „Männeln“) auch gefunden wird.

Leider ist mir das am heutigen Vormittag nicht gelungen, möglicherweise ist das für diesen kleinen varietätenlinguistischen Beitrag aber auch nicht entscheidend. Die Verwendung von „aufmänneln“ im Sinne von ‚aufstellen der (Seiffener) Holzfiguren in der Adventszeit‘ ist (möglicherweise) neu und nicht im Erzgebirge, sondern im Vorerzgebirge produktiv. Belegt ist es in der Bedeutung ‚Spielfiguren aufstellen‘, diese würde weiter spezifiziert und kontextuell („nach Totensonntag“) in der Adventszeit verjüngt.

Wenn dem so ist, dass wir mit „aufmänneln“ eine neue dialektal geprägte Gebrauchsvariante oder sogar einen Neologismus vor uns sehen (die geringe Belegzahl erlaubt im Moment nur Spekulationen darüber), dann habe ich heute jedenfalls mit meinen Anrufen in Seiffen, Marienberg und Annaberg, den Fragen an meine Kolleginnen und Kollegen hier in Dresden und Kiel und an meine Familie sowie diesem Blogeintrag etwas für die Verbreitung getan — was mich sehr freuen würde.

—

[1] *Wörterbuch der obersächsischen Mundarten*. Bd. 1: A-F. Hg. von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1998.

[2] Vgl. das Lemma „aufmandeln“ in *Österreichisches Wörterbuch*. Hg. im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Sport von der Wörterbuchstelle des Österreichischen Bundesverlages. Wien 1990. 149c.

[3] Die „perceptual dialectology“ setzt sich genau mit solchen Sprechereinstellungen auseinander. Vgl. exemplarisch „*Perceptual Dialectology*“. *Neue Wege der Dialektologie*. Hg. von Christina A. Anders, Markus Hundt & Alexander Lasch. Berlin, New York 2010 (Linguistik – Impulse & Tendenzen 38).

Parzival 2.0

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/11/25/parzival-2-0/>

25. November 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

Man muss noch nicht einmal aufmerksam die tagesaktuelle Diskussion verfolgen, um Zeuge zu werden, wie sich vor den eigenen Augen die Struktur des „Doppelten Kursus“ des Artusromans (ein Begriff, den der Altgermanist Hugo Kuhn mit der Beschreibung des „epischen Doppelpunktes“ im *Erec* prägte) diskursiv vollzieht: Mittelalterliche Versepen erzählen davon, wie ein junger, dynamischer und aufstrebender Ritter nach dem Verlust seiner Ehre und Wiederherstellung derselben geläutert an den Hof des Königs Artus zurückkehrt.



An diesem Punkt steht der Ritter nun (medial vermittelt) in neuem glänzenden Gewand, berichtet von den Läuterungserfahrungen auf seiner ersten Aventurefahrt. Der ‚vorerst Gescheiterte‘ hat anders als seine Vorbilder wie Erec, Iwein oder Parzival in den jahrhundertalten Romanen seine Geschichte zwischen zwei Buchdeckeln selbst mitgebracht.[1] Seine ‚Beichte‘ gibt er zudem in einer Kurzfassung zu Protokoll. Allerdings hält er sich nicht an die kommunikativen Voraussetzungen derselben, auch wenn das Muster der ‚Beichte‘ narrativ ausgebeutet wird.[2] Zur erfolgreichen Wiederherstellung der Ehre, um die es ihm geht, ist es nämlich erforderlich, im Schuldeingeständnis, das die *Bild* religiös überhöht,[3] nicht irgendeine Schuld einzugestehen, sondern die Schuld, derer man bezichtigt wird — darauf möchte er aber wohl ganz gern (und eigentlich aus nicht nachvollziehbaren Gründen) noch verzichten:

Auf die Frage, warum er acht Monate nach dem Bekanntwerden der Plagiatsvorwürfe nicht einfach sage: Ich habe geschrieben, antwortet Gutenberg: „Ich sage es doch. Es ist nur eine Frage, wie man das sagt. Weil es ein Unterschied ist, ob man das absichtlich macht oder ob das Abschreiben das fatale Ergebnis einer chaotischen und ungeordneten Arbeitsweise ist. Das ist für mich ganz wichtig, weil es auch etwas mit der eigenen Ehre zu tun hat.“ [4]

Wenn dies die (medial vermittelte) „Zwischeneinkehr“ war, dann wird Gutenberg wohl die zweite Aventurefahrt antreten, um nach erneutem Versäumnis (möglicherweise) letztlich noch strahlender wieder in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. Ob er dafür lediglich in den massenmedialen Kommunikationskanälen wieder unsichtbar wird, in ein anderes Land hinter dem Meer reist oder einfach in dem bleibt, in dem er ist, oder das innenpolitische Exil in einer noch zu gründenden Partei, die der „Sehnsucht nach der Mitte“ [5] endlich Heimat gibt, wählt, bleibt freilich heute* noch abzuwarten.

Den Studierenden der Vorlesung „Sprachmedien und Mediensprache“ möchte ich für die heutige Diskussion zum tagesaktuellen Thema danken, in der nicht Parzival, sondern die me-

diale Inszenierung von Authentizität und die hierfür am konkreten Beispiel verwendeten sprachlichen Strategien im Mittelpunkt standen.

* *Update*: „Heute“ bezog sich auf den 25.11.2011; heute, d+1 nach Veröffentlichung von *Vorerst gescheitert*, stellt sich die Sache freilich schon etwas deutlicher dar.

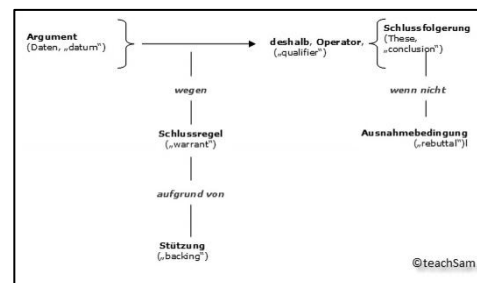
Brotip #305

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/11/29/brotip-305/>

29. November 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

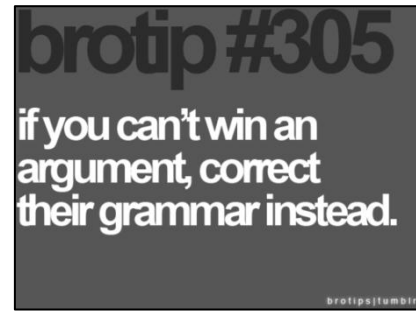
Die Argumentationslogik lehrt uns unter anderem, dass Argumentationen meist keiner expliziten Schlussregel bedürfen und dass Stützen für die Schlussregel bedacht eingesetzt sein wollen, um die Authentizität und damit Glaubwürdigkeit der Argumentation nicht zu gefährden. KT aka Karl Theodor zu Guttenberg strich Bedenken dieser Art bei seiner medialen Rückkehr vor wenigen Tagen, hier zusammengefasst in einem Artikel bei *Spiegel Online*, mit souveräner Geste in den Wind:



„Ich war ein hektischer und unkoordinierter Sammler. Immer dann, wenn ich das Gefühl hatte, dass etwas zu meinem Thema passt, habe ich es ausgeschnitten oder kopiert oder auf Datenträgern sofort gespeichert oder direkt übersetzt“, sagt er. „Ich habe für jedes Kapitel eine Diskette angefertigt, ich habe unterschiedliche Ordner angelegt, ich habe über die Jahre hinweg auf vier unterschiedlichen Computern gearbeitet, die an unterschiedlichen Orten waren.“ Später habe er offensichtlich nicht mehr gewusst, „welcher Text mein eigener und welcher möglicherweise ein Fremdtext war, insbesondere beim Zusammenfügen dieser Bruchstücke“, so der Ex-Verteidigungsminister. Deswegen sei für ihn klar: „Ich habe mit dem Abfassen dieser Doktorarbeit die, noch mal, denkbar größte Dummheit meines Lebens begangen.“

Es ist sicher mühsam, die Anzahl der kausal verknüpften Daten und Schlüsse auf unterschiedlichen Ebenen, sich wechselseitig bedingende Schlussregeln und Stützen nachzuzählen, nachzuvollziehen, zu bestätigen bzw. anzuzweifeln: Dieser Auszug würde vollkommen ausreichen, um sich ausführlich mit dem Toulminschen Argumentationsmodell in einer Hausarbeit im BA-Studium auseinanderzusetzen. Das soll hier natürlich nicht geschehen, vielmehr möchte ich auf die Wirkung eines solchen Aussagekomplexes abheben — er ist nämlich schlicht nicht glaubwürdig. Und das erkennt man auch ohne Toulmin. Doch KT wäre nicht KT, wenn er es auf der medialen „Zwischeneinkehr“ bei diesem Versuch, seine Ehre zurückzugewinnen, beließe.

Er verfolgt noch eine weitere, nicht minder aufwendige kommunikative Strategie: ‚Wenn Dein Argument nicht zündet, korrigiere die Grammatik Deiner Gegner.‘ Oder stelle besser gleich ihre Lese- und Rechtschreibkompetenz im Stile juristischen Einheitskleingraukleins in Frage, um am konkreten Beispiel zu bleiben. Seine Gegner sind aber nicht irgendwelche Dahergelaufenen, sondern die Wissenschaftler an der Universität Bayreuth und die Wissenschaftler, deren Texten er überhaupt erst durch seine Collagetechnik zu Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit verhalf. Man möchte fast meinen, er hege einen Groll gegen den Wissenschaftler an und für sich und seinen eigentümlichen Anspruch des genauen wissenschaftlichen Arbeitens. Dieses rhetorische Glanzstück ist Thema einer kurzen Besprechung von Guttenbergs Buch, die heute in „Campus und Karriere“ im Deutschlandfunk versendet wurde. Verlinkt ist hier direkt die Audiodatei im MP3-Format.



Möglicherweise wird KT angesichts eines solchen medialen Echos bald einsehen, dass er nicht den Brotip #305 (*brotip*: ‚a protip shared from bro to bro‘), sondern besser Brotip #292 hätte beherzigen sollen. Spätestens auf der zweiten Aventurenfahrt wird er Gelegenheit haben, darüber ein weiteres Buch zu schreiben.

ego laboro, ergo sum?

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/12/07/ego-laboro-ergo-sum/>

7. Dezember 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Unternehmenskommunikation

Wohl kaum, würde Gero Hesse darauf antworten.[1] Denn er sieht einen „gravierende[n] Wertewandel“[2] im Gange, wenn etwa bei der *Deutschen Bahn* darüber nachgedacht wird, Führungskräften eine bezahlte Auszeit von einem halben Jahr zu gewähren. Auch wenn es sein mag, dass Hesse damit etwas überzieht,[3] so können die von ihm vor diesem Hintergrund formulierten Thesen zum „Wertewandel im Kontext von Mitarbeitergewinnung und -bindung“ zielführend sein für die kommunikative Neuausrichtung von Unternehmenskulturen. Und man möchte als konkreten Anwendungsfall ergänzen: und damit auch für ihre Karriereauftritte im Internet.

Im Seminar „Unternehmenskommunikation: Wie umwirbt man Studierende?“ wurden auf der Basis der Studie *KIMATEK* am Beispiel unterschiedlicher Unternehmensauftritte (bisher: *Thyssen Krupp*, *Amazon* und *Ferrero*) in der sprachlichen Analyse auch die Probleme (keine partnerschaftliche Ausrichtung, strenge hierarchische Orientierung, fehlende Anreize für die Verbindung von [Familien-]Leben und Beruf, undurchsichtige Unternehmensphilosophien und -ziele usw. usf.) aufgedeckt, die Hesse thesenartig als Orientierung und zur Diskussion in den Raum stellt. Darüber hinaus — und hier ließe sich der Katalog noch erweitern — wird aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ganz zentral sein, wie Unternehmen ihre Unternehmenskultur mit dem Ziel der Gewinnung neuer Mitarbeiter kommunizieren:

6. Eine partnerschaftlich ausgerichtete Unternehmenskultur ist zu erkennen an partnerschaftlicher Kommunikationskultur und explizit SPRACH-Kultur
 - a) mit und unter den Mitarbeitern des Unternehmens und
 - b) gegenüber z.B. Schülern, Praktikanten, Studierenden, Absolventen usw., die man hofft, als Mitarbeiter für das Unternehmen zu gewinnen.

Zur argumentativen Unterstützung für die Ergänzung des Thesenkatalogs möchte ich kurz und keineswegs erschöpfend zwei kleine Beispiele aus der letzten Sitzung des Seminars diskutieren. Wenn *Kraft Food Deutschland* etwa auf seiner Karrierewebsite mögliche Berufseinsteiger anspricht, dann liest sich das so:

„Innovatives Denken verdient Publikum. Wenn unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen neue und spannende Snacking-Ideen in Europa entwickeln, dann verdient das uns volle Aufmerksamkeit.“[4]

Mein auch. Sprachliche Unachtsamkeiten dieser Art, die auch auf Übersetzungsfehler aus dem Englischen zurückzuführen sein mögen und häufig gesamte Karriereauftritte durchziehen,[5] können von potentiellen Arbeitnehmern negativ aufgenommen werden — vor allem, wenn sie wie hier die direkte Adressierung und Anrede des Gesprächspartners betreffen. Gravierender ist jedoch, dass im obigen Beispiel die Theatermetapher in der Übertragung etwas schief — „Denken“ kann ein Publikum nicht beobachten — und unglücklich ausgebeutet wird: Zwar möchte der Produzent des Textes sicher darauf abheben, dass das Unternehmen hohe Leistungsbereitschaft und innovative Ideen seiner Mitarbeiter zu würdigen weiß, unter der Hand zieht er aber (hoffentlich unbeabsichtigt) eine strikte Rollentrennung zwischen Arbeitnehmern als Darstellern und dem Unternehmen als (evaluierendem) Publikum ein. Partnerschaftliche Kommunikations- und Unternehmenskultur sieht anders aus und hört sich anders an.

Positiv aufgefallen war hingegen die Frage, die *Ferrero* stellvertretend (und rhetorisch) Absolventen fragen lässt: „Können kinder meine Karriere voranbringen?“ Fragen bringen grundsätzlich Gespräche in Gang. Dies zu versuchen, ist das zentrale Anliegen partnerschaftlich orientierter Kommunikation und — blickt man weiter — partnerschaftlicher Unternehmenskultur. Und auch wenn auf der Karrierewebsite das Thema nicht im konkreten Sinne eine entscheidende Rolle spielt,[6] so wird durch den Produktnamen „kinder“ ein heute für viele Arbeitnehmer zentrales Thema — nämlich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf — aufgerufen und damit zugleich deutlich gemacht, dass das Unternehmen sich der Bedeutung des Themas bewusst ist, in dem es rhetorisch geschickt darauf anspielt.

Ich bin weit davon entfernt zu behaupten, dass Sprache, Sprach- und Kommunikationskultur, mit der das Unternehmen auf seinen Webseiten für sich (bestenfalls) wirbt, für einen Interessenten bei der Wahl eines potentiellen Arbeitgebers allein entscheidend sind. Allerdings sollte man sich angesichts der auch von Hesse aufgerufenen bemerkenswerten Entwicklungen in den nächsten Jahren von Unternehmensseite ernsthaft mit der Frage beschäftigen, ob man diesem Faktor im Sinne des Unternehmens nicht mehr Beachtung schenken möchte und möglicherweise auch muss.

[1] Gero Hesse beschäftigt sich seit 1998 mit dem Thema Personalmarketing. Zusammen mit Dominik Bernauer, Steffen Laick & Bernd Schmitz setzte er sich in seiner letzten Publikation einfürend mit *Social Media im Personalmarketing* auseinander. Der Titel versteht sich in weiten Teilen als ein Leitfaden und damit Ratgeber für Kommunikation im Web 2.0 — analytisch ist das Thema „Social Media im Personalmarketing“ aus sprachwissenschaftlicher Sicht allerdings noch Baustelle.

[2] <<http://saatkorn.wordpress.com/2011/12/07/5-thesen-zum-thema-wertewandel-im-kontext-von-mitarbeitergewinnung-und-bindung/>>. Stand: 07.12.11.

[3] Er stellt sein Drei-Generationen-Modell selbst unter Verdacht, aufgrund von plakativer Zeichnung zu pauschal zu sein. Abgesehen davon müsste man weiter konkret nachfragen, über welches Konzept von ‚Wert‘ man spricht, wenn man davon ausgeht, dass sich ‚diese Werte‘ mit jeder (!) Generation gravierend (!) änderten.

[4] <<http://deeu.kraftfoodscompany.com/KFE/Careers/index.aspx>>. Stand: 07.12.11.

[5] Vgl. etwa auch die unverhohlene Drohung von *Amazon* „Lernen Sie uns kennen!“, als Direktübersetzung des stilistisch schmucklosen „meet us“, wie die URL verrät.

[6] Präziser müsste man sagen: Es spielt eine andere Rolle. „Familie“ wird bei *Ferrero*, einem „Familienunternehmen“, das ursprünglich aus Italien kommt, anders besetzt.

Dialogsteuerung 2.0

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/12/12/dialogsteuerung-2-0/>

12. Dezember 2011

Sprachpunkt

Mit „pluseinsen“, bei *Google Plus* und anderen Bewertungsroutinen (wie „gefällt mir“ bei *Facebook* etc.) kann man nicht nur seine Einstellung zu Posts in den Weiten digitaler Gespräche kundtun. Die Zeiten, in denen in *Social Networks* asynchron kommuniziert wurde, sind vorbei, da dank moderner Technik und Omnipräsenz auf allen internetfähigen Geräten Nachrichten auf *Google Plus* und *Facebook* wie in gängigen Chatsystemen (*Skype*, *ICQ*, *IRC* [for the silver surfers of you] u.a.) synchron ausgetauscht werden. Die zeitliche Verzögerung ist vernachlässigbar — einzig das „Mühlenprinzip“, bleibt aufgrund der technischen Voraussetzungen nicht hintergebar.



Mit dem Transfer von Nachricht, Antwort und Evaluation von Kommunikationsbeiträgen in eine Echtzeitsituation wird auch der Funktionsumfang der Bewertungsroutinen wie „pluseinsen“ erweitert, wie es auch bei den Emoticons zu beobachten war, die sich rasch von bloßen Übersetzungsversuchen ‚emotionaler Zustände‘ emanzipierten. Sehr schnell war zunächst das digitale Kopfschütteln in verschrifteter Form zu beobachten: „dislikes“ wurden ebenso vergeben wie „-1“ (‚minuseinsen‘). Beide Optionen waren von *Google Plus* und *Facebook* technisch nicht vorgesehen, denn die Anbieter hatten vordergründig nicht im Sinn, den Nutzern ihrer *Social Networks* digitales Feedback zu ermöglichen, ihnen ging es um die breiteste mögliche Streuung von Botschaften im Netz nach dem Schneeballprinzip. Aber

Sprachbenutzer sind kreativ und ahmen digital ihre analogen Kommunikationsgewohnheiten nach — das schließt digitales Hörer-Feedback ein.

Und so wird z.B. „pluseinsen“ nun auch als Zeichen für die Dialogsteuerung eingesetzt. Es kann „übergangsrelevante Orte“ für den Sprecherwechsel markieren oder — wie im Beispiel — als „Dialogbeendigungssignal“ verwendet werden, eine ähnliche Funktion übernehmen auch (verständlicherweise nur!) die positiv bewertenden Emoticons (:=) | ;=) | (^-^) usw.) schnell:



Zur Erläuterung: Der konzeptionell mündliche Status des „Gesprächs“ in verschrifteter Form lässt sich an vielen Merkmalen zeigen, das soll hier unterbleiben. Die Behandlung des Themas wird mit einem Turn um 10:21 Uhr geschlossen, Trillian Petrova „pluseinst“ ohne nennenswerten zeitlichen Verzug.

„+1“ ist hier mehr als bloße Zustimmungsbekundung — dieses Zeichen ist anwesend, während das ein Gesprächsbeitrag nicht ist. Damit wird die kürzest mögliche Form einer Antwort in diesem Netzwerk gewählt, die im Übrigen bereits im Turn um 10:18 Uhr verbal expliziert ist. Damit handelt es sich bei diesem „+1“ nicht nur und ausschließlich um die Evaluation eines Posts, sondern auch (!) sehr deutlich um ein dialogsteuerendes Zeichen, nämlich das des Themen- und damit (hier zum Glück vorläufigen) Gesprächsabschlusses.

Die Nacht ist vorgedrungen

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/12/18/die-nacht-ist-vorgedrungen/>

18. Dezember 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Sprache & Religion

Dem Lied „Die Nacht ist vorgedrungen“ sieht und hört man sein Alter nicht an — auf einem kleinen Konzert des Kammerchor Chemnitz wurde es heute von Wolfgang Richter angekündigt mit den Worten, dass wir mit ihm „wohl einen der schönsten Choräle“ mit dem Text von Jochen Klepper (1903-1942), der Melodie von Johannes Petzold (1912-1985) und dem Satz von Christoph Kircheis (1935-1979) vor uns hätten — recht hat er. Der Titel, unter dem es (auch) im *Evangelischen Kirchengesangbuch* (EKG) geführt wird, ist allerdings irreführend. Die mit diesem Liedzitat, dem ersten Vers der ersten Strophe, sprachlich erzeugte Beklemmung, die den ganzen Liedtext als Grundstimmung durchzieht, wird sehr konkret im zweiten Vers der ersten Strophe aufgelöst:

*Die Nacht ist vorgedrungen
der Tag ist nicht mehr fern.*

Im gesungenen Lied schließlich bilden sie gemeinsam den ersten Choralvers, der melodisch mit dem zweiten Vers wiederholt wird (*So sei nun Lob gesungen, dem hellen Morgenstern*), diesem folgen durchkomponiert die Verse 5-8 (*Auch wer zur Nacht geweinet, der stimme froh mit ein. Der Morgenstern bescheinet auch deine Angst und Pein*) — das durchweg kreuzgereimte Lied kommt so in der Mitte der Tradition evangelischer Lieder- und Choralkomposition zu stehen. Aber schauen wir noch einmal auf den ersten Choralvers, der die beiden ersten Verse des Liedes zu einer Einheit, einem Langvers, bindet: Um zwei Hauptsätze dieser Art in ein komplexeres Syntagma zu gießen, bietet das Deutsche die Möglichkeiten der Nebenordnung und Unterordnung, die mittels koordinierender und subordinierender Konjunktionen umgesetzt werden. Typischerweise sind das — und ich werde mich hier auf nebenordnende Konjunktionen (in Auswahl) beschränken – *und*, *denn*, *doch* und *aber* (wer mag, darf noch *weil* dazudenken, da ich aber die Wortstellungsdiskussion hier nicht führen möchte, lasse ich es explizit aus). Genau diese Nebenordnung unterbleibt im Liedtext, es sind zwei separate Syntagmen, zwischen denen explizit keine Verbindung hergestellt wird — nur durch die Interpunktion bleiben sie aufeinander bezogen. Mit dieser grammatischen Leerstelle bleibt aber nicht nur eine grammatisch-semantische Zuordnung zweier größerer Syntagmen blind.

Ein additives *und*, welches auf die bloße Zusammenrückung zweier koinzidenter Beobachtungen abzielte, wird ebensowenig diesem Text gerecht wie ein kausales *denn*, welches den natürlichen (und kausal gedachten) Zusammenhang zwischen (vergehender) Nacht und (werdendem) Tag in den Blickpunkt rückte — diesem sperrte sich semantisch nicht zuletzt das im ersten Vers verwendete deverbale Adjektiv „vorgedrungen“ in der Konstruktion mit dem Kopulaverb „sein“. Diese Konstruktion, die im ersten und zweiten Vers in Parallelstellung verwendet wird, bedeutet einen statischen Zustand, eine zugewiesene Eigenschaft, mit. Vom „Vergehen“ oder „Werden“ kann also keine Rede sein, sondern nur vom „Sein“.

Und diese zwei Beschreibungen eines Zustandes in seiner (zementierten und untröstlichen) Unverrückbarkeit aus verschiedenen Perspektiven lenkt den Blick noch bestimmter auf die

implizit bleibende adversative Konjunktion *aber*, die buchstäblich zwischen den Zeilen aufscheint. Diese durchbricht den Parallelismus, indem sie nicht nur die metrische Zuordnung stört, sondern die (obgleich nun verbundenen) Syntagmen aussagenlogisch gegeneinander anordnet. Und damit konturiert Klepper das Thema des Textes: Hoffnung auf den nicht nur buchstäblich zu verstehenden Tag in der nicht enden wollenden, auch übertragen zu interpretierenden Nacht mit dem Blick auf den Morgenstern, der aktiv ‚bescheinend‘ ebenfalls einen wichtigen Hinweis auf seine tiefere Sinndimension gibt (Offb 22,16). Diesem, seinem Thema verlieh Jochen Klepper Ausdruck in einem Text, der am Nachmittag des vierten Advents 1937 entstand. Die Melodie von Petzold aus dem Jahr 1939 trägt dem Thema unmittelbar Rechnung, in dem die in Moll gehaltene Melodie nach Dur aufgelöst wird, was es so unverwechselbar und einzigartig macht.

Klepper, der 1903 in Beuthen geboren wurde, in Breslau/Wrocław ein Theologiestudium aufnahm und in den 1930ern mehr schlecht als recht in Berlin als Schriftsteller lebte, wählte zusammen mit seiner Frau Johanna (geb. Stein) und der Tochter Renate, die Johanna neben der älteren Tochter Brigitte mit in die Ehe brachte, am Vorabend der drohenden Deportation von Frau und Kind den Freitod (11.12.1942). Das war die letzte Repression des nationalsozialistischen Regimes, gegen das Klepper u.a. mit dem Lied „Die Nacht ist vorgedrungen“ fünf Jahre vorher angeschrieben hatte.

Dass ich mich darüber hinaus dem Lied sehr verbunden fühle, hat mehrere Gründe. Christoph Kircheis, der 1979 tragisch verunglückte, ist mein Onkel — seine Musik begleitet mich mein ganzes Leben und so auch dieser Choral, den er Weihnachten 1978 auf Wunsch seiner Frau, Karin Kircheis, für vierstimmigen Chor setzte. Der Satz wurde nie gedruckt und nie aufgezeichnet — wer mag, verstehe das als implizite Aufforderung — und heute hörte ich ihn von einem Chor, in dem ich mehrere Jahre sehr gern gesungen habe, in einer Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Aktualisierungen, Phänomene der Vergegenwärtigung und Präsenz in dieser Dichte sind selten — auch deshalb schreibe ich heute wohl darüber, am vierten Advent. Und auch, wenn wie in diesem Fall funktionalgrammatische und stilistische Beobachtungen und Beschreibungen (möglicherweise) nur Mittel zum Zweck sind, so hoffe ich dennoch, dass daran an einem besonderen Beispiel deutlich geworden ist, welchen Beitrag eine kulturwissenschaftlich orientierte Linguistik für das weitere Verständnis unserer Kultur liefern und leisten kann, in dem sie ihre Texte und Kontexte beschreibt und ihre (historischen) Entstehens- und Verstehensbedingungen analysiert — und sei es ausgehend von einem nicht gesagten, vielleicht gehofften *aber*.

* *Update* (21.12.2011): Einen herzlichen Dank an Peter Schuricht, der mir freundlicherweise den Satz gestern geschickt hat. Diesen kann ich hier natürlich nicht veröffentlichen, dafür allerdings das MP3-File, welches ich über den Online-Dienst Hamienet.com aus einem (sehr einfachen) Midi-File konvertierte, das ich mit Hilfe von Anvil Studio 2011 generieren konnte.

Update (25.03.2012): *Update* (25.03.2012): Vor drei Monaten hatte ich hier über den Text des Liedes „Die Nacht ist vorgedrungen“ nachgedacht, angeregt durch die Aufführung des Satzes von Christoph Kircheis durch den Kammerchor Chemnitz. Der Satz wurde nun in der Originalfassung von seiner Frau Karin Kircheis für die Veröffentlichung freigegeben, es gelten die Creative Commons (CC BY-NC-SA 3.0): Der Satz für vierstimmigen Chor für das Lied „Die Nacht ist vorgedrungen“ von Christoph Kircheis (1978) von Karin Kircheis steht unter einer Creative Commons Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz (CC BY-NC-SA 3.0). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie unter <http://alexanderlasch.wordpress.com> erhalten. Wenn Sie den Satz nutzen, würde ich mich, auch im Namen von Karin Kircheis, über eine kurze Rückmeldung sehr freuen.

Sind sie heute unglücklich?

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2011/12/21/sind-sie-heute-unglucklich/>

21. Dezember 2011

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

Auf Entscheidungsfragen wie „Sind sie heute unglücklich?“ kann möglicherweise jeder Befragte sofort eine Antwort geben, da sie ihn selbst und seine Befindlichkeit unmittelbar betreffen. Sind sie Teil einer „repräsentative Umfrage“, dann stünden üblicherweise folgende Antwortmöglichkeiten zur Wahl:

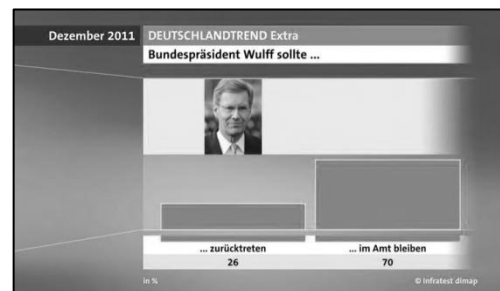
- (1) ja, (2) nein, (3) kann mich nicht entscheiden.

Ob dieselbe Person auf die Frage „Wie fühlen Sie sich heute?“ geantwortet hätte mit „unglücklich“ oder „glücklich“ (nicht unglücklich)? Wahrscheinlich nicht. Warum nicht? Weil eine offene Frage, die Kategorien aufruft (und keine in dieser Kategorie dichotomisch geordneten Elemente), zu offenen Antworten führt, keine dichotomisch geordneten Begriffskomplexe, sondern semantische Netze aktiviert. „Sind sie heute unglücklich?“ hingegen ist eine suggestive Entscheidungsfrage, die selektiv einen von vielen möglichen Gefühlszuständen aufruft und dabei gleichermaßen suggeriert, dass die Frage überhaupt Relevanz hat für das Thema und in Bezug auf das Gefühl eine Entscheidung möglich, wenn nicht gar verlangt sei. Auf keinen dieser Einwände kann ein Befragter reagieren, denn die dafür notwendigen Antwortmöglichkeiten werden nicht gegeben:

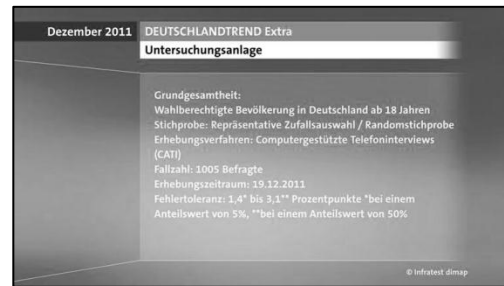
- (4) ich bin mit der Selektion eines dichotomisch geordneten Begriffspaares (und präziser dem negativ konnotierten Begriff dieses Paares) aus einer Kategorie nicht einverstanden,
(5) der Gegenstand der Frage lässt kategorial keine Entscheidung zu,
(6) diese Frage ist in Bezug auf das Thema nicht relevant.

Nichtsdestotrotz sind solche suggestiven Entscheidungsfragen in „repräsentativen Umfragen“ gang und gäbe, die zur Erhebung einer „Meinung“ genutzt werden („Meinungsumfragen“). Entgegen der landläufigen Auffassung werden aber mittels solcher Umfragen, wie oben skizziert, keine Meinungen und Stimmungen erhoben, sondern Meinungen und Stimmungen als Antworten auf suggestive Entscheidungsfragen.

Welche Reichweite dies haben kann, brachte heute eine dieser Umfragen (DEUTSCHLANDTREND Extra) in Bezug auf den Bundespräsidenten Christian Wulff ans Licht. Anatol Stefanowitsch hat in einem Blogartikel im Social Network *Google Plus* zu Recht auf die politische Tragweite der Antworten abgeho-



ben, wenn er durchkalkuliert, dass „es immerhin 17 Prozent der [wahlberechtigten] Deutschen [sind], die Wulff für unehrlich halten, aber nicht finden, dass er zurücktreten soll.“ Dies sei, so schließt er, die „eigentliche Katastrophe“ und schon allein deshalb müsse „Wulff schnellstmöglich zurücktreten“ (<http://goo.gl/yPDLu>), weil nämlich, so darf man



folgern, moralische Integrität von wahlberechtigten Deutschen zwar als hinreichende, aber nicht mehr als notwendige Eigenschaft von Politikern angesehen wird.

Schauen wir uns dieses Beispiel auf der Basis der einführenden Überlegungen noch einmal genauer an. Die Präsentation der Ergebnisse dieses DEUTSCHLANDTREND Extra lässt Rückschlüsse auf einen Teil der Fragen zu, die im Telefoninterview gestellt worden sind:

- (1) Ist es in Ordnung, dass ein Ministerpräsident ...
 - ... bei befreundeten Unternehmern einen Kredit aufnimmt?
 - ... bei befreundeten Unternehmern seinen Urlaub verbringt?
- (2) Ich halte Bundespräsident Wulff für
 - ... glaubwürdig (wird dann verglichen mit dem 2010 erhobenen Wert),
 - ... ehrlich.
- (3) Bundespräsident Wulff sollte
 - ... zurücktreten.
 - ... im Amt bleiben.

Unterschlagen wird in der Präsentation großzügig, dass bei jedem Ergebnis ein ein- bis zweistelliger Prozentsatz der Befragten nicht mit „ja“ oder „nein“, sondern mit „ich kann mich nicht entscheiden“ geantwortet haben muss: In Bezug auf Wulffs Ehrlichkeit sind das immerhin 12% (ja: 41%; nein: 47%). Dass der Anteil der Befragten, die nicht mit „ja“ oder „nein“ antworteten, so gering ist, lässt weiter den Schluss zu, dass es nur drei Entscheidungsmöglichkeiten gab.

Ob dieselben Personen in dieser Eindeutigkeit auf die Frage „Mit welchen Eigenschaften würden Sie den Bundespräsidenten Christian Wulff charakterisieren?“ geantwortet hätten mit „ehrlich“ oder „unehrlich“ (nicht ehrlich)? Wahrscheinlich nicht. Wären sie offen nach Eigenschaften / Attributen des Bundespräsidenten gefragt worden, hätten sie die „Ehrlichkeit“ als ein Element aus einer Kategorie neben anderen Elementen vielleicht ausgewählt. Ob sie die Elemente ausschließlich dichotomisch evaluiert hätten? Ganz sicher nicht.

Abgesehen davon ist die mediale Präsentation der Ergebnisse nicht transparent, da sie den suggestiven Charakter der zu diesen Ergebnissen führenden Fragen verdeckt: Nur zwei von sechs Ergebnissen werden als Antworten auf suggestive Fragen gezeigt (nämlich die unter [1]), während die übrigen Ergebnisse als wertende Aussagen (2) und (3) Handlungsempfehlungen ausgestellt werden.

Dass für diese mediale Verdunklungsstrategie ausgerechnet die Statistik („repräsentative Umfrage“) herhalten muss, wundert nicht, tut diesem Anwendungsbereich der Mathematik aber unrecht. Doch nicht nur als Statistiker (oder Mathematiker oder Korpuslinguist) muss man sich gegen solche „repräsentativen Umfragen“ stellen, sondern auch und gerade als Diskurslinguist. Neben der statistischen Auswertung und ihren Zeichen- und Symbolsystemen ist

es nämlich die Sprache, mit der hier ein „Meinungsbild“ dargestellt werden soll. In Sprache, das ist für Diskurslinguisten heute konstitutiv, sedimentieren allerdings nicht nur Wissen und Meinungen („Wulff sollte zurücktreten“), sondern Sprache konstituiert auch Wirklichkeit: Kann Wulff nur zurücktreten oder im Amt bleiben? Ist Wulff entweder ehrlich oder unehrlich? Gibt es keine Optionen, keine Abstufungen? Nur schwarz und weiß? Doch, das alles gibt es. Nur wird man es nie in „repräsentativen Umfragen“ zu Gesicht bekommen, obwohl diese für die öffentliche Meinungsbildung so entscheidend und wichtig sind.

Und egal, welche Meinung man über den Bundespräsidenten Christian Wulff, der sich im Moment aus guten Gründen der öffentlichen Kritik stellen muss, dieser Tage haben mag, Opfer einer solchen „repräsentativen Umfrage“ zu werden, hat er genau so wenig verdient wie jede andere Person des öffentlichen Lebens.

Skandalisierung von oben

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/01/16/skandalisierung-von-oben/>

16. Januar 2012

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

Den (verlinkten) Artikel *Ein präsidiales Selbstmissverständnis. Er weiß nicht, was seine Rolle bedeutet* von Harald Welzer im Feuilleton der FAZ darf man nicht unkommentiert vorbeistreichen lassen.*

Denn er mag gern (wenigstens) drei Dinge in der Causa Wulff verbergen, die mit einander in Verbindung stehen. Sie sind Teil eines komplexen Rollenverständnisses der Akteure der Massenkommunikation, die jedoch, um wie der Artikel mit Goffman zu sprechen, bald nicht mehr Teil der Hinterbühne sind, sondern der Vorderbühne werden.

Erstens ist sich die überregionale Presse diesmal — wie selten — scheinbar einig, dass ein Nachlaufen hinter der „Skandalisierung von unten“** im doppelt verstandenen Falle von BP Horst Köhler dieses Mal unbedingt vermieden werden muss. Damals hatte man nach wochenlangem Schweigen auf den Protest aus der Blogging-Szene reagiert und noch einmal genauer darüber nachgedacht, wie es denn mit den wirtschaftlichen Interessen der Bundesrepublik im Zusammenhang mit der Legitimierung von Auslandseinsätzen der Bundeswehr aussieht. Nur vergisst man heute dabei: Es gibt keine ähnliche „Skandalisierung von unten“ im Falle von BP Christian Wulff, sondern nur „von oben“.

Das bringt uns zum zweiten Punkt: Der Meinung, Wulff müsse zurücktreten, mag man im Feuilleton sein, dafür lassen sich neben Harald Welzer sicher auch noch tausende weitere Stimmen finden, die in der Sache je aus ihrer Perspektive recht haben mögen. Aber der Souverän (nämlich ‚diese achtzig Millionen + 1,‘) sieht das wohl nicht ganz so eindeutig, was seitens der Massenmedien besser auch gern differenziert zur Kenntnis genommen werden sollte, anstatt lieber an der bald ans Lächerliche grenzenden und vollkommen durchsichtigen Strategie („Schaut, ein Journalist hat einen Teil der Rechnung beglichen und Wulff wusste nichts davon, ist das nicht beschämend?..) weiter festzuhalten.

Denn damit, dritter Punkt, macht man das, was man Wulff vorwirft: Man beschädigt das Amt des BP ebenfalls, in dem man den Amtsinhaber einer Kritik aussetzt, die dem Amt wie-

derum nicht würdig ist. Was kann man ihm mehr vorhalten als den Verstoß gegen ein demokratisches Grundrecht? Etwa, dass ihm an der Kasse bei Discounter XY 15Cent nachgelassen worden sind, weil er als MP oder BP erkannt worden ist, und er die Frechheit besaß, das nicht zu merken?***

Verfolgt man diese Strategie der „Skandalisierung von oben“ weiter, ist es gut möglich, dass nicht nur der „Sitz im Leben“ der ‚politischen Klasse,‘, sondern auch der der ‚meinungsmachenden Klasse,‘ beginnt zu wackeln. Zu Gunsten von wem? Dem Souverän und seinen Stimmen. Im Web 2.0.

* *Update (18.01.2012, 18.30 Uhr):* Der soeben über [Facebook](#) geteilte Artikel [Jurist Grimm zur Causa Wulff. Der Bundespräsident im Feuilleton](#) der FAZ zeigt kontrastiv, wie es auch und aus medienlinguistischer und medienkritischer Perspektive in der Sache besser geht.

** Hier gebraucht in Anlehnung an die semantisch äußerst diffusen Begriffe von der „Demokratisierung des Wissens“ bzw. der „Demokratisierung von unten“ und weiter angeregt durch den Begriff „Skandal“, den der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen (Universität Tübingen) im Beitrag des ZDF Heute-Journals „Köhler von Bloggern zu Fall gebracht?“ (<http://goo.gl/4cClJ>) nutzt, um diesen Prozess der medialen Dynamisierung zu charakterisieren.

*** *Update (18.01.2012, 17.10 Uhr):* Viele lagen knapp daneben und ich natürlich auch. Es ist nicht der Nachlass beim Discounter, sondern ein [Bobby-Car](#), wie u.a. die ~~BILD~~ [ZEIT](#) weiß und [schreibt](#).

X [ist] geschrumpft

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/02/15/x-ist-geschrumpft/>

15. Februar 2012

Sprachpunkt

„Schrumpfen“ ist landläufig kein äußerst positiv besetztes Verb. Es bedeutet, dass sich eine Entität verkleinert und zusammenzieht, runz(e)lig und umgangssprachlich „schrump(e)lig“ wird.[1] Es wird in dieser Form im Hochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert verwendet, geht als Schwundstufe auf das mittelhochdeutsche „schrumpfen“ zurück, ist auch verwandt mit dem mittelniederdeutschen „scrimpen“ (deutlich ist die zweite Lautverschiebung erkennbar, die u.a. das Ober- vom Niederdeutschen unterscheidet), das wiederum auf das englische „shrimps“ (,Krabbe’, ,Knirps’) weist.[2]



Im Gegensatz zu „verkleinern“ oder „zusammenziehen“ oder „verlieren“ lizenziert „schrumpfen“ nicht die Option, dass der Prozess der dramatischen (weil deutlich sichtbaren und/oder spürbaren) Verkleinerung wieder umkehrbar sei — aus unserer Alltagserfahrung wissen wir, dass etwas „Geschrumpftes“ in den seltensten Fällen wieder seine Ursprungsgröße annehmen dürfte. Mehr noch: Es suggeriert, dass das Ergebnis in Summe nicht nur weniger sei, sondern auch noch unansehnlich. Das gilt für Hoffnung und Obst gleichermaßen wie für die menschliche Haut — eines der Hauptziele der Kosmetikindustrie ist es konsequenterweise, Produkte zu verkaufen, die solche sichtbaren Alterungsprozesse verlangsamen helfen sollen. Und das schließlich ist das dritte Mitgemeinte: „Schrumpfen“ hat etwas mit Altern zu tun; viele Dinge, die vergehen, werden kleiner in der Art des „Schrumpfens“.

Eine Meldung wie *„Deutsche Wirtschaft geschrumpft“* könnte also auf bald hereinbrechende wirtschaftlich schwere Zeiten hinweisen, auf die sich Mitteleuropa unumkehrbar einzustellen hat. Tut sie aber nicht. Sie steht als Überschrift nicht über einem Artikel, der sehenden Auges auf den Abgrund weisen möchte. Sie steht über einem Text, der ganz dem Prosperitätsglauben verhaftet ist:

„Allerdings fiel das Minus der deutschen Wirtschaftsleistung etwas geringer aus als ursprünglich erwartet. Im vierten Quartal 2011 sank das Bruttoinlandsprodukt (BIP) preis-, saison- und kalenderbereinigt um 0,2 Prozent zum Vorquartal, wie das Statistische Bundesamt am Mittwoch in Wiesbaden mitteilte. In einer ersten Schätzung vom Januar hatten die Statistiker noch einen Rückgang der Wirtschaftsleistung um 0,25 Prozent erwartet. Für das Gesamtjahr 2011 bestätigte das Statistische Bundesamt das BIP-Wachstum von 3,0 Prozent.“ [3]

Was ist passiert? Faktisch nichts. Halt, wir wollen nichts unterschlagen: Die Wirtschaftsleistung hat sich nicht so ‚dramatisch, verringert, wie befürchtet. Im letzten Quartal. Schaut man aufs letzte Jahr, hat sich die Wirtschaftsleistung nicht verringert, von einem „Schrumpfen“ kann keine Rede sein. Denn eher das Gegenteil ist der Fall: Das Bruttoinlandsprodukt ist 2011

um 3 Prozent gewachsen. Die Überschrift jedoch suggeriert Schlimmes und steht damit ex negativo symptomatisch für eine Beobachtungs- und Beschreibungskultur, die als einzigen ‚Wert, in der ‚Welt der Märkte, das ‚Wachstum, akzeptiert und damit die ewige ‚Prosperität, — also die Fähigkeit zu unbeschränktem Wachstum — der ‚westlichen Welt, propagiert. Das Verb „schrumpfen“ ist in diesem Zusammenhang der kleine Bruder der „Krise“ und hat sich massenmedial derart festgesetzt, dass man meinen möchte, dass man sich in Europa (und der westlichen Welt) in nicht enden wollenden ‚Krisenzeiten, bewege, die durch nicht enden wollende Prozesse des ‚Schrumpfens, begleitet werden.

Es ist nichts passiert. Halt, wir wollen nichts unterschlagen. Für die auf Wachstum geeichte Wirtschaft in der wesentlichen Welt und damit faktisch für die gesamte westliche Welt ist ein Rückgang der Wirtschaftsleistung problematisch, da von der Wirtschaftsleistung eines Landes vor allem die Bereiche abhängig sind, die selbst nicht zum BIP beitragen — der Rückgang trifft also alle. Allerdings werden durch die andauernde hyperbolische Beschwörung des Niedergangs der Wirtschaft alle prosperitätsfördernden Maßnahmen (also jene, in denen ‚Wachstum‘ als ‚Wert‘ betrachtet wird) gerechtfertigt, während andere gesellschaftliche Werte immer stärker in den Hintergrund treten und um ihren Anspruch kämpfen müssen.

So könnte bspw. angeraten sein, wieder stärker über die Verteilung des Vorhandenen nachzudenken (das immer noch anwächst) und bspw. in den Bereich der Bildung zu investieren, der seit Jahren chronisch unterfinanziert ist und (gemessen an seiner prozentualen Bindung an das BIP) tatsächlich „schrumpft“.[4] Dringend stellt sich (*Update*: nicht nur in Sachen) die Frage, wie man die zukünftigen Herausforderungen bewältigen will, wenn man gerade die Institutionen, an denen junge Menschen gebildet werden sollen, beschneidet.[5] Möglicherweise helfen nämlich gut ausgebildete Mitglieder einer Gemeinschaft dabei,[6] mittelfristig ein Wachstum zu ermöglichen, das Wert im Sinne des Prosperitätsglaubens schafft. Und vielleicht ist es sogar langfristig möglich, dass eine Gemeinschaft wächst, welche ihre Werte nicht mehr in Abhängigkeit von wirtschaftlicher Prosperität definiert.

—

[1] Eintrag „schrumpfen“ im *DWDS-Wörterbuch*.

<http://www.dwds.de/?qu=schrumpfen&view=1>; Stand: 15.02.2012.

[2] Eintrag „schrumpfen“ im *Etymologischen Wörterbuch des Deutschen* (nach Pfeifer).

<http://www.dwds.de/?qu=schrumpfen&view=1>; Stand: 15.02.2012.

[3] *Minus 0,2 Prozent. Deutsche Wirtschaft geschrumpft*.

<http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/minus-0-2-prozent-deutsche-wirtschaft-geschrumpft-11650136.html>; Stand: 15.02.2012.

[4] Damit möchte ich jetzt aber nicht und keinesfalls — um das trotz dieses Artikels noch einmal explizit zu sagen — durch die Hintertür auf das Urteil des Bundesverfassungsgericht (14.02.2012) kommen (*Deutschlands Professoren müssen mehr verdienen*.

<http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/0,1518,815139,00.html>, Stand: 15.02.2012).

[5] *Update*: In diesem Sinne argumentiert auch die Rektorin der Universität Leipzig heute, am 16.02.2012, in der ZEIT: *Kürzen ohne Geist*. <http://www.zeit.de/2012/08/S-Schuecking>; Stand: 16.02.2012.

[6] *Update*: Vgl. in diesem Zusammenhang auch die kurzen Kommentare und die weiterführende Diskussion zu diesem Artikel bei *Google+* (<http://goo.gl/3OjDZ>), die auf die Thesen Peter Kruses hinläuft (*Und bist Du nicht willig, brauch ich Geduld*. <http://goo.gl/jdkkx>; Stand: 17.02.12).

Skandalisierung von oben — mitnichten!

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/02/22/skandalisierung-von-oben-mitnichten/>

22. Februar 2012

Sprachpunkt, [2011WS] - Diskurslinguistik, [2011WS] - Sprachmedien & Mediensprache

Da nichts erfrischender ist als ein Blick auf die ungeschönte Wahrheit, wird der heutige *Sprachpunkt* sehr knapp ausfallen. Denn nach der Schlacht um den inzwischen zurückgetretenen BP Wulff (*Skandalisierung von oben*) klärt uns Bernd Gäbler anhand dieses Beispiels in der *ZEIT* auf, wie es um die (massenmediale) Wirklichkeit bestellt war und ist.

Für Freunde des Kurzgefassten: Alles dürfen, nichts müssen — nur transparent muss es sein und nicht gnadenlos! Anschlussfrage: Wenn über die „Gnadenlosigkeit“ der Berichterstattung in den Berichten der Massenmedien schon selbst gesprochen wird, wer urteilt in Zukunft darüber, was gnadenlos sei?

In diesem Sinne: Viel Spaß bei der Lektüre des interessanten Selbstportraits.

Wie es wirklich war mit Wulff und den Medien. <http://goo.gl/2WbvC>, Stand 22.02.2012.

Wozu Korpuslinguistik?

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/02/24/wozu-korpuslinguistik/>

24. Februar 2012

Forschung, Sprachpunkt

Vor einiger Zeit habe ich mich hier kurz mit der Frage auseinandergesetzt, warum man sich mit „Konstruktionsgrammatik“ beschäftige. Heute wurde ich ein wenig ungläubig angeschaut, als ich in einem Nebensatz erwähnte, dass quantitative, statistische Verfahren inkl. unterschiedlicher Bildgebung durchaus nützlich sind, um dem einzelnen Sprachbenutzer unbewusst bleibende sprachliche Strukturen sichtbar zu machen, die sich erst jenseits der von ihm täglich gebrauchten Textmenge erschließen. So könne man u.a. Autorenstile herausarbeiten, die bspw. in der Forensischen Linguistik für das Profiling eingesetzt werden. Um dies nachvollziehbarer zu machen, zeige ich in einem kleinen Selbstversuch, wie so ein Stil, oder besser mögliche einzelne Stilmerkmale, mit korpuslinguistischen Methoden herausgearbeitet werden können.

Dabei bin ich (leider) angewiesen auf einen handelsüblichen PC mit dem Betriebssystem *Windows 7* und einer leider recht mageren Ausstattung von 3GB RAM und einer für Bildgebung nicht optimalen ATI-Grafikkarte bei dürftigen 2,6GHz eines Dual-Core-Prozessors. Ich werde bei der Berechnung daher einige Einschränkungen machen müssen, weise aber an den betreffenden Stellen darauf hin.



Kategorie	Wert	Einheit	Erklärung
Prozessor	Intel(R) Core(TM) i3-3210	3.1	
Arbeitsspeicher (RAM)	3,00 GB	3,0	
Laufwerke	C: (Festplatte)	3,0	
Laufwerke	D: (Festplatte)	3,0	
Primäre Festplatte	3,0		

1. Das Korpus

Ohne Korpus, das heißt einer Sprachdatensammlung von authentischen Äußerungen, sollte in der gegenwärtigen Linguistik keine Untersuchung mehr auskommen. Dabei stellt sich abgesehen von der Ausgewogenheit und Repräsentativität des Korpus (je nach Untersuchungsziel) in bestimmten Bereichen die Frage, wie man diese Datensammlung überhaupt anlegen soll — zu denken ist an die gesprochene Sprache oder große Teile der schriftlichen Quellen historischer Sprachstufen, die durch die Entwicklung der Schreibung und Orthographie nicht beliebig aufeinander abbildbar sind. Lassen wir diese Fälle aber zunächst außen vor, so können doch zumindest schriftsprachliche Texte seit dem beginnenden 20. Jahrhundert in ein Korpus eingebunden werden, das quantitative Untersuchungen ermöglicht, deren Ergebnisse robust sind.

In diesem kleinen Versuch der Ermittlung eines „Autorenstils“ wähle ich ein kleines Korpus eigener Texte aus, bestehend aus insgesamt sieben Aufsätzen (I) und drei Rezensionen (II):

- (I) „Eingreifendes Denken“; „Ordensritter ohne Ordensstaat“, „Fensterweihe und Fensterstreit“, „Ein Hamburger verbittet sich das Oberdeutsche“, „Es sey das Feuer in der Stadt“, „Die A[ssassinen] sollen aus Ägypten stammen“ und „Texte im Handlungsbereich der Religion“,
- (II) Rezensionen zu Nicoline Hartzitz („Sprache der Judenfeindschaft“), Erik Margraf („Hochzeitspredigt der Frühen Neuzeit“) und Ekkehard Felder / Ingo Warnke („Semantische Kämpfe“ / „Diskurslinguistik“).

Das Korpus umfasst Texte, die zwischen 2006 und 2011 entstanden sind. Sie sind fachsprachlicher Natur und eindeutig zwei Textsorten zuzuweisen: Nämlich denen des ‚wissenschaftlichen Aufsatzes‘ und der ‚wissenschaftlichen Rezension‘.

Die Texte sind bereinigt von allen paratextuellen Bestandteilen (wie Literaturverzeichnisse, Inhaltsverzeichnisse, Fußnotenapparat, Adressen usw.). Außerdem wurden formale Besonderheiten (automatische Silbentrennung, geschützte Umbrüche etc.) entfernt. Schließlich wurden die Texte zusammengeführt in einem einfachen Textdokument (z.B. im Texteditor). Das Zählen der Tokens, also der Wörter in diesem Korpus, sollte man nicht einem beliebigen Officeprogramm überlassen. *AntConc* berechnet wesentlich präziser und hat darüber hinaus noch einige weitere Vorzüge, auf die ich gleich noch zu sprechen komme. Das Korpus jedenfalls hat einen Gesamtumfang von 57.420 Token (=Textwörter) bei 11.653 Types (=Wörter) — für unser kleines Beispiel mag das ausreichen, statistisch valide Ergebnisse erhält man allerdings erst ab einer Korpusgröße von über 1 Millionen Token, das sei der Vollständigkeit halber angemerkt.

2. Erste Schritte zur Analyse des Korpus

Man sollte nicht mit 23 verschiedenen Tools arbeiten, um sein Korpus aufzubereiten, in der Regel reichen dafür wenige Werkzeuge aus — immer abhängig vom Zweck der Analyse können dies aber unterschiedliche sein. Für den Anfang empfehle ich das schon genannte *AntConc* und für die Bildgebung *GraphViz*, das unter Windows aber leider nur mit einigen Einschränkungen zur Verfügung steht.

2.1. Wortliste

Mit *AntConc* erstelle ich zunächst eine Wortliste, aus der ich nicht nur den genauen Umfang des Korpus, sondern auch bereits eine Rangfolge der häufigsten Wörter meines Untersuchungskorpus ermitteln kann. Nach den üblichen Verdächtigen auf den ersten Plätzen (Demonstrativpronomina wie „die“, „der“, „das“, Konjunktionen wie „und“, Präpositionen wie „in“, „im“ und „auf“ oder Verben wie „werden“ und „sein“) ist das erste Nomen im Korpus



auf Platz 48 ein Eigenname mit einer Frequenz von 131 Nennungen: „Martina“. Das hat seinen Grund darin, dass ich einen Artikel in das Korpus aufgenommen habe, der sich mit der *Martina* Hugo von Langensteins aus dem 13. Jahrhundert auseinandersetzt, einer Heiligenlegende, in der der Name oft genannt wird. Das zweite Nomen ist „Fenster“ auf Platz 58 mit immerhin noch 97 Nennungen — es verdankt sich dem Artikel „Fensterweihe und Fensterstreit“, einer diskurslinguistischen Untersuchung zur Debatte um das Fenster von Gerhard Richter im Südquerhaus des Kölner Doms. Typisch für die Textsorte hingegen ist

der ‚relativ‘ geringe Anteil an Adjektiven: Das häufigste Adjektiv ist „deutlich“ (es wird hauptsächlich prädikativ gebraucht) mit 40 Nennungen auf Platz 136 der Wortliste. Wie man vielleicht an diesen drei Beispielen sehen kann, dafür braucht man noch keine statistische Analyse, schlägt die Auswahl der Texte für das Korpus hier noch durch: Das häufige Auftreten etwa des Eigennamens „Martina“ und des Nomens „Fenster“ sprechen diesbezüglich eine eindeutige Sprache. Die Häufigkeit des Auftretens bestimmter Lexeme eignet sich also denkbar schlecht (und das sieht man auch an diesem kleinen Korpus) für die Ermittlung eines „Autorenstils“.



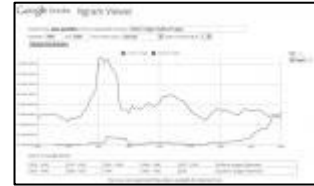
Nichtsdestotrotz kann man aber mit der Häufigkeit bestimmter Lexeme in einem Untersuchungskorpus zumindest mittels einer *Wordcloud* einen schönen Effekt erzielen, der in korpuslinguistisch motivierten Präsentationen gut beim Publikum ankommt, allerdings, wie wir gesehen haben, in der Sache wenig weiterhilft. Die *Wordcloud* hier wurde erstellt auf dem



Portal <http://www.wordle.net/create> – „übliche“ deutsche Wörter (die obigen „Verdächtigen“) blendet das Tool auf Wunsch, wie hier, aus.

2.2. N-Gramme

Von der einfachen Wortliste gehen wir weiter zu den so genannten N-Grammen, also, einfach gesagt, regelmäßigen Verbindungen mehrerer Wörter, die in einem Korpus auftreten. Wer keine korpuslinguistischen Ambitionen hat, sollte unbedingt den NGram Viewer von Google kurz ausprobieren, um zu erleben, wie überzeugend die Daten (auch ohne genaue Verifizierbarkeit) sein können, die man aus solchen Wortverbindungen erheben kann. Allerdings sei nur der umsichtige Einsatz damit empfohlen, denn zum einen ist die genaue Datengrundlage nicht gesichert und zum anderen sind durch die Art der Abfrage (im Moment) die Ergebnisse zu ungenau. Diese N-Gramme können im Hinblick auf ihre Frequenz bereits einen Hinweis darauf liefern, ob ein Autor zu bestimmten sprachlichen Mustern greift, die dann auf einen bestimmten Stil deuten. Üblicherweise untersucht man in der Korpuslinguistik Bi- und Trigramme, also Verbindungen von zwei und drei Wörtern. In unserem kleinen Korpus gibt *AntConc* 40.502 Bigramme (Types; Token: 56.644) und 51.679 Trigramme (Types; Token: 55.885) aus. Um die hohen Zahlen kurz zu erläutern: Die Trigramme „die Frage nach“ und „Frage nach dem“ aus dem Satz „Wichtig ist dabei *die Frage nach dem* Zusammenhang“ werden separat gezählt. Schauen wir uns die häufigsten N-Gramme an.



Die zehn häufigsten Bigramme (Frequenz in Klammern) in unserem Korpus sind:

- 01 „in der“ (277)
- 02 „auf die“ (126)
- 03 „in den“ (120)
- 04 „für die“ (118)
- 05 „und die“ (92)
- 06 „und der“ (78)
- 07 „mit der“ (76)
- 08 „mit dem“ (59)
- 09 „durch die“ (57)
- 10 „aus der“ (55)

Die zehn häufigsten Trigramme in unserem Korpus sind:

- 01 „in Bezug auf“ (16)
- 02 „Öffnung imaginärer Räume“ (16)
- 03 „der Katholischen Kirche“ (14)

- 04 „der Mitte des“ (14)
- 05 „über die Assassinen“ (14)
- 06 „Frage nach der“ (13)
- 07 „Mitte des Jahrhunderts“ (13)
- 08 „Bezug auf die“ (12)
- 09 „der Domäne Religion“ (11)
- 10 „in den Dom“ (11)

Von den genannten Bigrammen können wir uns auf den ersten Blick nicht viel erhoffen, in einer komplexen Analyse wären aber auch nicht nur die häufigsten Nennungen zu berücksichtigen. Allerdings taucht auf Platz 17 ein Bigramm in unserem Korpus auf, welches ich gern von Hand nachträglich aus Texten entferne:

- 17 „vor allem“ (46)

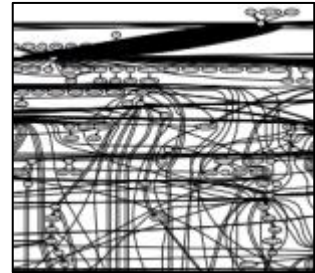
Es ist mit einer Frequenz von 46 Nennungen recht auffällig und ich werde es hier für dieses kleine Beispiel weiter berücksichtigen. Bei den Trigrammen können wir thematisch begründbare Nennungen ausschließen. Die „Öffnung imaginärer Räume“ verweist auf den Aufsatz „Eingreifendes Denken“, auf ähnliche Art können wir ausschließen die Plätze 3, 5, 9 und 10. Übliche Formulierungen wie „in der Mitte des [13.] Jahrhunderts“ und damit die Trigramme auf den Plätzen 4 und 7 hier in Bezug auf die *Martina* können wir ebenfalls ignorieren. Unser Augenmerk sollten wir legen auf:

- 01 „Bezug auf“ (16)
- 06 „Frage nach der“ (13)
- 08 „Bezug auf die“ (12)

Schauen wir uns noch einmal die Bigramme an, dann wird auf den zweiten Blick im Kontrast deutlich, dass unter Umständen auch das Bigramm „auf die“ mit 126 Nennungen auf ein stilistisches Merkmal hinweisen könnte. Für die weitere Untersuchung nehmen wir folgende sprachlichen Muster auf:

- „auf die“ (126)
- „vor allem“ (46)
- „Bezug auf“ (16)
- „Frage nach der“ (13)
- „Bezug auf die“ (12)

Auch N-Gramme, das sei abschließend zu diesem Komplex gesagt, eignen sich wunderbar, um bildgebend den Blick von den nackten Tabellen zu lenken. Das möchte ich mit dem Tool *GraphViz* noch kurz illustrieren. Den technischen Begrenzungen, die mir mein Arbeitsgerät hier setzt, muss ich mich allerdings unterwerfen: Ich werde nur die Trigramme auswerten können, die wenigstens drei Mal im Korpus auftreten. Das sind, um das an einigen Zahlen festzumachen, 712 der insgesamt gezählten 51.679 Types von Trigrammen und 2.76 von 55.885 Token. Mit *GraphViz* ist es möglich, die sprachlichen Strukturen eines Korpus zu visualisieren auf der Basis der Verbindung von Lexemen. Allein auf der Basis der Gestalt dieser Strukturen können — entsprechende Erfahrung vorausgesetzt — erste Hypothesen gebildet werden. Auch wenn man diesen Schritt nicht tun möchte, so gilt auch wie für die obige *Wordcloud*: Statistisch valide Aussagen kann man anhand der visualisierten Struktur nicht machen, aber der Anblick ist interessant und beeindruckend.



2.3. Kollokationen

Mit der Analyse von Kollokationen geht man noch einen Schritt weiter als mit der Analyse von N-Grammen — man berücksichtigt nämlich nicht mehr die Linearität des Textes bei der Analyse und die vorgegebene Schreib- und Leserichtung oder eine bestimmte Wortstellung, die sich durch die grammatischen Anforderungen ergibt, sondern fragt nach dem gehäuften Auftreten von *benachbarten* Wörtern. Damit fasst man dann, um es an einem einfachen Beispiel zu sagen, etwa die Auftretenshäufigkeit der Bigramme „das Fenster“ und „Fenster das“ zusammen. Diese Kollokationen könnte man nun für jedes Wort des Untersuchungskorpus berechnen mit unterschiedlichen Reichweiten. Die Ergebnisse wären dann z.B. hinsichtlich der Frequenz und der statistischen Signifikanz mit einem Referenzkorpus zu vergleichen, das werden wir aber hier aus Gründen der Anschaulichkeit nicht tun. Wir werden hier der Einfachheit halber anhand der Wortliste und der Häufigkeit bestimmter Bi- und Trigramme Hinweise auf interessante Kollokationen suchen. Bereits beim Blick auf die Wortliste sticht ein Wort ins Auge: „auch“. Mit 370 Nennungen erscheint es auf einem respektablem 17. Platz im Korpus. Bezieht man seine Kollokate ein, die zwei Positionen nach links und zwei Positionen nach rechts erscheinen, fällt „sondern“ auf: Es rangiert in der Frequenz der Kollokate von „auch“ mit insgesamt 20 Nennungen auf Platz 11. Engen wir die Reichweite weiter ein (je eine Position nach links und rechts), wir sprechen dann von einer Kontaktstellung, finden wir für die Kombination von „sondern“ und „auch“ noch 16 Belege. Das entspricht Platz 8 unter den Kollokaten von „auch“, da wir nur Linksbesetzung vorfinden, sind das exakt die Belege, die als Bigramm „sondern auch“ in der Liste der Bigramme auf Position 107 geführt werden. Für die exemplarische Untersuchung nehmen wir also neben den schon genannten Beispielen dieses auf:

- „auf die“ (126)
- „vor allem“ (46)
- „Bezug auf“ (16)
- „sondern auch“ (16)
- „Frage nach der“ (13)
- „Bezug auf die“ (12)

3. Statistische Auswertung

Die einfache Analyse des kleinen Untersuchungskorpus brachte einige auffällige Bi- und Trigramme und eine Kollokation ans Licht, die möglicherweise Hinweise auf den Autor der Texte dieses Korpus liefern können:

- „auf die“ (126)
- „vor allem“ (46)
- „Bezug auf“ (16)
- „sondern auch“ (16)
- „Frage nach der“ (13)
- „Bezug auf die“ (12)

Wir wollen nun prüfen, ob diese sprachlichen Muster in einem Vergleichskorpus ähnlich häufig auftreten wie in unserem kleinen Untersuchungskorpus. Dazu wählen wir das „DWDS-Kerncorpus“, ein Referenzkorpus des *Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts* (kurz DWDS), das im Moment (noch) in zwei Versionen genutzt werden kann (Retro DWDS; DWDS). Das „DWDS-Kerncorpus,“ hat einen Umfang von 100.600.993 Token (=Textwörtern; ohne Satzzeichen und Zahlen) bei 2.224.542 Types (=Wörtern) in 79.830 Dokumenten. Es ist (geplant: gleichmäßig) geschichtet, das heißt, dass es unterschiedliche Arten von Texten aus unterschiedlichen Domänen berücksichtigt. Das sind: Gebrauchsliteratur, Belletristik, Wissenschaft und Zeitung. Im Bereich Wissenschaft, der uns hier interessiert, werden im Kerncorpus 24.371.647 Token (=Textwörter) gezählt. Wir werden nun unsere Beispiele (allesamt Bi- oder Trigramme) in unserem Untersuchungskorpus (Korpus I) mit denen des Teilkorpus „Wissenschaft“ (Korpus II) aus dem „Kerncorpus“ vergleichen anhand des einfachen Chi-Quadrat-Tests und die Ergebnisse mit dem Log-likelihood-Wert überprüfen. Beide Werte können errechnet werden mittels diverser Hilfsmittel, die z.B. Noah Bubenhofer in seiner Einführung in die Korpuslinguistik anschaulich darstellt. Im Chi-Quadrat-Test wird ermittelt, wie zufällig Schwankungen von bestimmten Wörtern (oder wie bei uns Bi- und Trigrammen im Vergleich) zweier Korpora sind. Da wir jeweils nur einen Wert in zwei Kor-

pora abfragen, ist für unsere Analyse der so genannte Freiheitsgrad $df=1$. Als kritische Werte stehen damit für das ermittelte X^2 fest:

$$P = 0,05 / 3,84$$

$$P = 0,01 / 6,64$$

$$P = 0,001 / 10,83$$

Mit anderen Worten: Wenn der je ermittelte Wert von X^2 in unseren Beispielen 3,84 überschreitet, dann ist bei einem Signifikanzniveau von $P=0,05$ zu 95% gesichert, dass die Verteilung signifikant, also nicht zufällig ist. Für unsere Frage lautet das: In unserem Korpus weicht die Häufigkeit des Bigramms / Trigramms deutlich von der üblichen Verteilung ab — und ist damit ein Hinweis auf eine stilistische Besonderheit in den Texten des Autors. Stellt sich hingegen heraus, dass die Verteilung nicht signifikant ist, dann ist sie zufällig und lässt keine weiteren Schlüsse in unserer Frage zu. Blicken wir also nun unter den genannten Bedingungen auf die ermittelten X^2 -Werte:

„auf die“

$X^2=0,51014425$ — nicht signifikant

„vor allem“

$X^2=32,89404141$ — signifikant

„Bezug auf“

$X^2=167,7161751$ — signifikant

„sondern auch“

$X^2=6,879417755$ — signifikant

„Frage nach der“

$X^2=44,67640048$ — signifikant

„Bezug auf die“

$X^2=210,9464185$ — signifikant

Während das Bigramm „auf die“ deutlich nicht signifikant ist, sind alle anderen Bi- und Trigramme höchst signifikant — mit einer Wahrscheinlichkeit von 99%, bei „vor allem“, „Bezug auf“ (damit natürlich auch für „Bezug auf die“) und „Frage nach der“ sogar über 99,9%, ist bei aller Vorsicht wegen des geringen Umfangs unseres Untersuchungskorpus davon auszugehen, dass die Schwankungen der Frequenzunterschiede in den Texten unserer Korpora nicht zufällig sind — hierbei handelt es sich also um auffällige sprachliche Muster, die möglicherweise als Hinweis auf die Autorschaft dienlich sein können.

Auch die Log-likelihood-Werte, die man zur Überprüfung der X^2 -Werte heranziehen kann, sprechen eine ähnlich deutliche Sprache. Sie sind ebenfalls auf die oben angegebenen kritischen Werte zu beziehen. Auch wenn der Log-likelihood-Wert z.B. für das Trigramm „Frage nach

der“ leicht abweicht, sind alle Werte hoch signifikant und damit ist die Schwankung der Frequenzunterschiede nicht zufällig.

„vor allem“ 24.10

„sondern auch“ 5.43

„Frage nach der“ 22.12

„Bezug auf die“ 49.01

4. Wie geht es weiter?

Abgesehen davon, dass nun weitere Signifikanztests durchgeführt werden können, haben wir eines noch nicht getan: Wir haben unser Untersuchungskorpus nicht annotiert. Würde man alle Textwörter nämlich hinsichtlich ihrer Form und ihrer syntaktischen Funktion bestimmen und führte eine Analyse auf der Basis dieser Daten durch, wären noch ganz andere Ergebnisse zu erwarten. Dies kann und will ich hier aber mit diesem kurzen Beispiel nicht zeigen.

5. Welche Schlüsse kann man aus den Ergebnissen ziehen?

Als Autor habe ich gewisse Vorlieben für sprachliche Muster: Bigramme und Trigramme wie „vor allem“, „sondern auch“, „Frage nach der“ und „Bezug auf die“ gebrauche ich in meinen Texten weit häufiger, als das in vergleichbaren wissenschaftlichen Texten zu beobachten ist. Mit dem Bigramm „vor allem“ habe ich gerechnet — wie bereits angedeutet tilge ich dies von Hand. Die anderen Muster waren mir nicht bewusst — besonders „Bezug auf die“ als Trigramm ist höchst signifikant.

Damit könnte man Texte, die ich verfasst habe (z.B. auch noch in Kombination mit den anderen Bi- und Trigrammen), deutlich erkennen. Bzw. könnte man Texte, die ich nicht verfasst habe, aber als meine ausgabe, als Plagiate enttarnen. Plagiierte ich, müsste ich *vor allem* einige dieser Bigramme und Trigramme in den nicht selbst verfassten Text einstreuen, um ihn als meinen Text zu signieren. Denn jetzt ist es keine Signatur mehr, die sich meiner Aufmerksamkeit entzieht.

Bis jetzt war mir dies aber nicht bewusst. Und so ergeht es nicht nur mir, sondern auch der Werbeagentur, die große Mengen an Texten für ihre Kunden verfasst (Werbesprache). Oder dem Unternehmen, das interne Leitlinien erstellt und extern mit Kunden kommuniziert (Unternehmenskommunikation). Oder Politikern, die in Fällen, in denen Sie keine positive Antwort geben können, auf ihnen unbewusste Sprachmuster zurückgreifen (Sprache und Politik). Oder dem Kriminellen, der ein Lösegeld (Forensische Linguistik) erpressen will. Alle diese Themen sind natürlich nicht allein korpuslinguistisch zu beschreiben — aber die Korpuslinguistik bietet wichtige Ergebnisse für die weitere Interpretation an.

Dialogsteuerung 2.0 – ein ‚like‘ oder ‚+1‘ ist keine Kleinigkeit

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/03/20/dialogsteuerung-2-0-ein-like-oder-1-ist-keine-kleinigkeit/>

20. März 2012

Sprachpunkt

Statt es mit der Anteilnahme per Mausklick zu übertreiben, könnte es im ein oder anderen Fall angebracht sein, auf ein „like“ bei *Facebook* oder ein „+1“ bei *Google Plus* zu verzichten und stattdessen einen kurzen Kommentar abzufassen bzw. die Meldung / den Beitrag in seinem Netzwerk zu teilen. Denn so nützlich ein „like“ oder ein „+1“ als technische Hilfsmittel sein mögen, um eine Botschaft zu verbreiten, hinsichtlich ihres Aussagegehalts sind sie zu ambig, wie ein Nicken des Hörers (Hörersignal) im direkten Gespräch. Mit „like“ und „+1“ signalisiert ein Rezipient, dass er die Meldung / den Beitrag



- wahrgenommen hat,
- hervorheben möchte, da er den Umstand, dass die Meldung / der Beitrag veröffentlicht wurde, als wichtig erachtet,
- in seinem Netzwerk teilt und empfiehlt,
- hinsichtlich der Aufmachung für qualitativ gelungen erachtet,
- hinsichtlich des gesamten Inhalts oder eines Teils davon positiv bewertet.

Diese Liste ist nicht abgeschlossen und zeigt nur einen Teil der möglichen Funktionen (der Rezipient kennt und schätzt den Verfasser, der Rezipient ermutigt den Verfasser zu weiteren Statements usw. usf.), die die Rückmeldezeichen „like“ und „+1“ übernehmen können. Sie sind elementar für die Kommunikation in sozialen Netzwerken. Diese wiederum ist hybrid,[1] nämlich hinsichtlich ihres Status als Gespräch bzw. als schriftgestützte wechselseitige Kommunikation: Medial schriftlich (Sprache der Distanz) erinnern viele ihre Merkmale an Dialoge und damit an konzeptuell mündliche Formen der Kommunikation (Sprache der Nähe).[2] Ein „like“ oder ein „+1“ sind vor diesem Hintergrund zu bewerten wie Zeichen der nonverbalen Kommunikation, wie ein Nicken, ein Kopfschütteln, ein Achselzucken — eben typischerweise Gestik und Mimik. Das Symbol des nach oben gestreckten Daumens — interkulturell höchst problematisch [3][4] — zeigt das augenscheinlich.

Da man allerdings nicht nur dem direkten Gesprächspartner mit dieser nonverbalen Geste etwas zeigen möchte, sondern der Öffentlichkeit des sozialen Netzwerkes, gibt es angemessene Orte für die Geste und weniger angemessene. Die Meldung etwa (Bild), das in Toulouse mehrere Tote zu beklagen sind in Folge eines extremistisch motivierten Anschlages (Stand: 21.03.12, 07:35) der zur Verurteilung ist, ist möglicherweise nicht der richtige Platz dafür. Denn auch wenn sie gemeint war im Sinne der ersten vier Bedeutungen, die oben in einfacher und offener Liste genannt sind, kann nicht ausgeschlossen werden, dass nicht auch die letzte Bedeutung greift: Jemand befürwortet den Inhalt oder Teile des Inhalts der Meldung / des Beitrags.

Zum einen wäre wünschenswert, dass *Google* und *Facebook* ein überschaubares Set an „Gesten“ („dislike“, [5] „-1“) nachliefern. Das wird aber nicht passieren, denn es widerspricht der Netzwerkphilosophie dieser beiden Anbieter. Für sie sind „like“ und „+1“ im engeren Sinne nur funktional im Sinne der ersten drei genannten Bedeutungen. Der Rezipient soll signalisieren, dass er die Meldung / den Beitrag:

- wahrgenommen hat,
- hervorheben möchte, da er den Umstand, dass die Meldung / der Beitrag veröffentlicht wurde, als wichtig erachtet, und
- in seinem Netzwerk teilt und empfiehlt.

Zum anderen sollten die Nutzer der Netzwerke sorgsamer mit den Gesten, die zur Verfügung stehen, umgehen. Es wäre wie in oben genanntem Beispiel pragmatisch angemessener, hier zu den anderen Möglichkeiten zu greifen, die soziale Netzwerke bieten, um auf eine Meldung / einen Beitrag aufmerksam zu machen:

- das Teilen der Meldung / des Beitrags und
- die Kommentierung der Meldung / des Beitrags.

Sprache und Denken – das ewige Thema

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/03/20/sprache-und-denken-das-ewige-thema/>

20. März 2012

Sprachpunkt

Gestern dachte ich noch, ich lese nicht richtig – 60 Jahre nach Sapir und Whorf müssen wir doch weiter sein. Auf EnyLab wurde der Zusammenhang zwischen „Sprache und Sparen“ hergestellt, herausgearbeitet — natürlich — in einer Studie, die an der *Yale School of Management* (nicht mit der *Yale University* zu verwechseln) erschien. Man möchte dem Macher der Studie neben vielem anderen noch die Begriffe *Koinzidenz*, *Kausalität* und *Korrelation* entgegnen, da wird via Twitter auf einen Artikel im „Spektrum der Wissenschaft“ hingewiesen, der ins selbe Horn bläst (*Pressemitteilung* | *Artikel*): „Unsere Sprache prägt, wie wir denken“ bzw. „Wie die Sprache das Denken formt“. So einfach aber, wie es in beiden Artikeln dargestellt wird, lässt sich der Zusammenhang von Sprache, einer kognitiven Fähigkeit, und anderen kognitiven Fähigkeiten keinesfalls erklären. Auch wenn es amüsant ist, sich im „Gefängnis Sprache“ (sprachlich determinierte Weltansicht, Sapir & Whorf) einzunisten und nach witzigen Beispielen umzusehen, so haben weder Eskimos 1.438 oder mehr unterschiedliche *Lexeme* für Schnee, noch würden sich die *Sprecher der Sprache Pirahã* in nordamerikanischen Großstädten verlaufen, weil sie keine Zahlwörter kennen, wie man mit Lera Boroditsky mutmaßen könnte. Um nur ein Gegenbeispiel argumentativ in Bezug zum zitierten Artikel aufzuspannen, möchte ich aus der *Pressemitteilung* kurz zitieren:



Anders als Englisch oder Deutsch enthält *Kuuk Thaayorre* – die in *Pormpuraaw* gesprochene Eingeborenen-sprache – keine relativen Raumausdrücke wie links und rechts. Wer *Kuuk Thaayorre* spricht, gebraucht absolute Himmelsrichtungen wie Norden, Süden, Osten, Westen. Zwar tun wir das auch im Deutschen, aber nur bei großen Entfernungen. Wir würden beispielsweise nie sagen: „Diese Banausen platzieren die Suppenlöffel südöstlich von den Gabeln!“ Doch auf *Kuuk Thaayorre* sagt man etwa „Die Tasse steht südöstlich vom Teller“ oder „Der südlich von Maria stehende Knabe ist mein Bruder“. Um sich in *Pormpuraaw* verständlich auszudrücken, muss man immer die *Windrose* im Kopf haben.

Das Gesagte stimmt in wenigstens zweifacher Hinsicht nicht. Zum einen stimmt die Behauptung unter der explizierten Prämisse, dass Sprache das Denken präge, deswegen nicht, weil dann geschlossen werden müsste, dass die Angabe nicht versteht, wer eine andere Sprache spricht, und — Achtung! — prinzipiell nicht in der Lage ist, ihren Gebrauch zu lernen, *weil* er eine andere Sprache spricht und/oder ‚keine *Windrose* im Kopf hat‘ (was übrigens niemandem zu wünschen ist). Zum anderen ‚tun wir im Deutschen dies‘ nicht einmal mehr ‚nur bei großen Entfernungen‘. Wir tun es seit einigen Jahren eher kaum noch, wir haben ‚keine *Windrose* im



Kopf'. Viele orientieren sich bei weit entfernten Ortsangaben an einer imaginären, hängenden Karte, die sie aus unterschiedlichsten Kontexten erinnern (z.B. aus dem Geographieunterricht oder der Wettervorhersage eines beliebigen Fernsehsenders). Kiel bspw. liegt dann „oben“ und München „unten“. Das versteht nur, wer das zugrunde liegende Konzept der Orientierung auf einer Karte kennt, ebenfalls nichts mit Himmelsrichtungen anfangen kann (oder will) und im alltäglichen Gebrauch davon absehen kann, dass die Lokaladverbiale „oben“ und „unten“ nur in Bezug auf die imaginierte, hängende Karte und nicht etwa in Bezug auf Höhenmeter zu interpretieren sind. Das alles hat aber nichts zu tun damit, dass die Sprecher dieser Sprache andere Orientierungssysteme nicht denken könnten, *sondern diese haben in ihrem Alltag keine Relevanz*. Wie zum Beispiel das aus militärischen Zusammenhängen bekannte Orientierungssystem, das, um es verstehen zu können, die Kenntnis einer analogen Uhr voraussetzt. „Diese Banausen platzieren die Suppenlöffel *auf 400* [bzw. *1600*] der Gabeln“* versteht man nur, wenn man weiß, das mit „400“ bzw. „1600“ (gesprochen „sechzehnhundert“) die Richtung „4 Uhr“ bzw. „16 Uhr“ in Analogie zur Zeigerstellung auf einer Uhr zum Bezugspunkt „der Gabeln“ gemeint ist. Der Bezugspunkt wird dabei expliziert oder eben nicht. Im letzten Fall muss er vom Hörer erschlossen werden. Und dieses weltweit in verschiedenen Sprachen genutzte Orientierungssystem ist auf andere Art komplexer als das nach Himmelsrichtungen, weil Hörer und Sprecher neben der analogen Uhr auch das Konzept der Richtungsangabe nach der Stellung der Zeiger kennen und darüber hinaus noch die Kommunikationssituation interpretieren müssen. Zu wissen, wo die Sonne steht, verlangt ähnliche kognitive Fähigkeiten ab – nur muss es eben für die Sprecher einer Sprachgemeinschaft relevant sein.



—

**Update*: Auch darüber könnte man neue Artikel schreiben, Bastian Sick zur unendlichen, immerwährenden und nie versiegenden Freude: Beim neuerlichen Lesen fiel mir gerade auf, dass ich einen Ausschnitt des Zitats falsch wiedergebe. Statt „von den Gabeln“ wie im Original – das „würden [wir] beispielsweise nie sagen“ — verwenden „wir“ den Genitiv.

Mann des Ostens, Mann der Kirche — Joachim Gauck und das Genitivattribut in einer „Korpuslinguistik ‚live‘ und ‚light‘“

<http://alexanderlasch.wordpress.com/2012/03/23/mann-des-ostens-mann-der-kirche-joachim-gauck-und-das-genitivattribut-in-einer-korpuslinguistik-live-und-light/>

23. März 2012

Sprachpunkt

Heute wurde Joachim Gauck im Bundestag als elfter Bundespräsident der Republik vereidigt. Alle warteten gespannt auf seine Ansprache, für die Bundestagspräsident Norbert Lammert – passend zum sonnigen Wetter – in äußerst angenehmer Weise und mit seinem für treffsichere Spitzen bekannten Humor die Atmosphäre schuf. Als Linguist könnte man sich zwar auch für den Humor Lammerts interessieren, spannender ist heute aber, was Gauck in seiner Ansprache adressierte. Aus praktischen Gründen kommt hinzu, dass man im Moment in der glücklichen Lage ist, dass das Korpus der Reden des BP Gauck vor dem Bundestag sich noch in überschaubarem Rahmen hält und so eine „Korpuslinguistik live“ anhand seiner zwei Ansprachen — mit geringer Verzögerung — überhaupt möglich ist. Zu untersuchen sind:



- die Ansprache nach der Wahl am 18. März 2012 und
- die Ansprache nach der Vereidigung am 23. März 2012

im Bundestag.

Korpus

Beide Ansprachen wurden öffentlich übertragen und sind als Audio- bzw. Videocasts über verschiedene Quellen zu beziehen. Den Wortlaut der Ansprachen gibt das Bundespräsidialamt heraus. Als Linguist ist man in der recht komfortablen Lage, dass man weder hinsichtlich der Bereitstellung des Materials, noch wegen der vom fragenden Interesse abhängigen Passgenauigkeit der medialen Form der Ansprachen unüberschaubaren Aufwand betreiben muss. Natürlich ist das Korpus nicht repräsentativ und damit alles andere als statistisch auswertbar. Aber mit einigen Werkzeugen und bildgebenden Verfahren kann man nicht nur mit einer „Korpuslinguistik live“ sondern zugleich einer „Korpuslinguistik light“ einige sprachliche Strukturen und Phänomene herausarbeiten, die in weiterführenden Überlegungen möglicherweise dann mehr als erste Hypothesen erlauben.

Beide Ansprachen habe ich, zur Vorbereitung, in separaten Textdateien abgespeichert; von Umlauten, Satzzeichen, Sonderzeichen, Binde- und Gedankenstrichen und numerischen Zeichenfolgen befreit. Die Ansprache nach der Wahl umfasst als Text insgesamt 641 Token (Textwörter) auf 335 Types (Wörter), die Ansprache nach der Vereidigung insgesamt 1.766 Token auf 817 Types, das gesamte Korpus hat einen Umfang von 2.407 Token auf 1.007 Types (ermittelt mit AntConc).

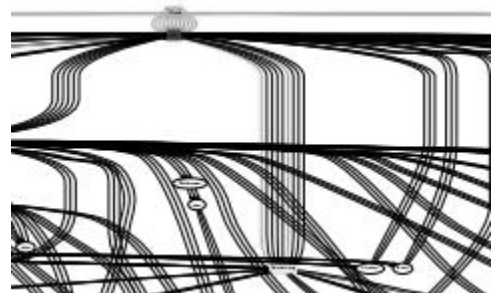
Wordcloud



Bereits die Wordclouds für diese beiden kurzen Ansprachen zeigen deutliche Gemeinsamkeiten, aber auch signifikante Unterschiede auf. Hochwertwörter wie Verantwortung, Freiheit, Gerechtigkeit, Glück, Vertrauen Menschen, Europa, Demokratie, (Deutsch-)Land usw. darf man von einer Rede des Bundespräsidenten erwarten. Differenziertere Aussagen sind allerdings anhand dieser Clouds nicht möglich.

Sprachliche Strukturen

Strukturen in Texten visualisiert man am besten mit GraphViz. Auch dieses Werkzeug kam hier schon zum Einsatz und wird daher nicht noch einmal im Detail beschrieben. Auf einen Verdacht hin habe ich nach dem Lesen einen Text genauer durchgesehen, nämlich den, der Grundlage der Ansprache nach der Wahl war, und in der Visualisierung bereits einige Elemente far-



big hervorgehoben. Darauf komme ich gleich im Anschluss noch einmal zu sprechen. Anstatt nun beide Ansprachen weiter zu verfolgen, blicken wir zunächst auf die kurze Rede, die Gauck nach der Wahl hielt. Die stabile Verbindung *Glück der X*, die bei Clustering und Analyse von n-Grammen ins Auge sticht, wird in dem kurzen Text insgesamt vier Mal realisiert. Das lässt die Anschlussfrage zu, ob Gauck häufig auf dieses Muster zurückgreift. Abstrahiert man das Muster weiter — nämlich hin zur Analyse der Genitivattribute generell — fällt die Anzahl der Phänomene noch schwerer ins (allerdings keinesfalls statistische!) Gewicht: Substantivische Genitivattribute in der Rede Joachim Gaucks nach der Wahl zum Bundespräsi-

dentem. Nun ziehe ich noch einmal vergleichsweise auch die zweite Ansprache, die Gauck heute nach der Vereidigung hielt, hinzu. Auch hier zeigt sich ein ähnliches Bild.

Das substantivische Genitivattribut

Interessanterweise — so könnte man sehr überspitzt und mit aller Vorsicht hypothetisch formulieren — weist der signifikant häufige Gebrauch von Genitivattributen Joachim Gauck (und/oder den Redenschreiber) möglicherweise sowohl als einen **Mann des Ostens** als auch zugleich als einen **Mann der Kirche** aus. In Bezug auf die erste Einschätzung sei an die Analysen von Noah Bubenhofer zum Wortschatz der Parteien *Bündnis90/die Grünen* und der Partei *die Linke* erinnert. In repräsentativen Korpora arbeitete er dabei als Sprachmuster für *die Linke* heraus, dass diese signifikant häufig und damit nicht zufällig das substantivische Genitivattribut gebrauchte; ich hatte hier gemutmaß, dass es möglicherweise ein sprachliches Muster sein könnte, das in Verbindung zu setzen sei mit zahlreichen Direktübersetzungen aus dem Russischen, die alle mittels Genitivattribut realisiert wurden und damit entsprechend auch Rede- und Sprachmuster und -gewohnheiten und Sprachbiographien ‚im Osten‘ geprägt haben dürften. Auch für die zweite Hypothese, dass hier ein Mann der Kirche spreche, stehen quantitative Untersuchungen noch aus. In einem Vortrag mit dem Fokus auf der Rolle der christlichen Kirchen als Akteuren im Diskurs „Palliativmedizin und Sterbehilfe“ hatte ich Konstruktionen mit substantivischem Genitivattribut (*X des Lebens*) analysiert und sie als typisch für diesen Diskursausschnitt im Vergleich zu anderen Domänen charakterisiert.

Ausblick

Der „Sprachpunkt“ will eine Brücke zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit schlagen. Zwar kann eine solche „Korpuslinguistik ‚light““ hinsichtlich ihrer Schlüsse wissenschaftlich nicht ganz ernst gemeint sein, das soll sie auch nicht. Sie will Fragen stellen. Und auch die Hypothesen halten angesichts der dürren Datenlage, die noch nicht einmal erlaubt, über Koinzidenzen und Korrelationen in angemessener Weise nachzudenken geschweige denn zu sprechen, keiner kritischen Frage stand. Aber dafür sind Hypothesen ja geeignet — sie erlauben es, Anschlussfragen zu formulieren und in weiteren Schritten mit einem besonderen Zuschnitt größere Datenmengen unter die Lupe zu nehmen.